



## Inhalt

Tove Soiland

### **„Gender“: Kontingente theoretische Grundlagen und ihre politischen Implikationen**

<b>1. Einleitung: Eine zeitdiagnostische Reflexion</b>	<b>2</b>
<b>2. Das Hegemonialwerden des dekonstruktiven gender-Verständnisses</b>	<b>4</b>
<b>3. Geschlecht theoretisch: Ist das Inkohärente subversiv?</b>	<b>7</b>
3.1. <i>Psychoanalyse: Lacans Sprachverständnis</i>	7
3.2. <i>Foucaults Gouvernementalitätsanalyse und das Subjekt der Hermeneutik</i>	10
<b>4. Politische Implikation</b>	<b>14</b>
<b>5. Schluss: Zweifelhafte Fortschrittserzählung</b>	<b>18</b>
<b>6. Fragen</b>	<b>18</b>
<b>7. Links</b>	<b>18</b>
<b>8. Literatur</b>	<b>18</b>
<b>9. Über die Autorin</b>	<b>24</b>
<b>10. Andere Veröffentlichungen der Autorin</b>	<b>24</b>
<b>11. Endnoten</b>	<b>25</b>



## „Gender“: Kontingente theoretische Grundlagen und ihre politischen Implikationen

Tove Soiland

### 1. Einleitung: Eine zeitdiagnostische Reflexion

Seit einiger Zeit ist in der Geschlechterforschung ein allgemeiner Trend zu einer Rückbesinnung und Standortbestimmung zu beobachten. Titel wie *Was kommt nach der Genderforschung?* (Casale/Rentroff 2008) oder *Alles Gender?* (Buchmayr 2008) scheinen dabei einer gewissen Ernüchterung Ausdruck zu verleihen, dass auch nach der weitgehenden Akzeptanz und Durchsetzung des *gender*-Paradigmas viele Frage offen geblieben sind.<sup>1</sup> Dass nach bald vierzig Jahren feministischer Theoriebildung das Bedürfnis nach einer Reflexion auf die eigenen theoretischen Grundlagen entstand, ist dabei nicht weiter verwunderlich. Bemerkenswert allerdings ist, dass gegenwärtig von verschiedener Seite die Frage aufgeworfen wird, ob sich der Feminismus samt der dazugehörigen Theoriebildung möglicherweise ohne es zu wollen in den Dienst gesamtgesellschaftlicher Prozesse gestellt hat, denen einst explizit seine Kritik galt. Dabei betrifft diese Problematisierung in erster Linie eine theoretische Entwicklung, die etwa Mitte der 1980er Jahre im Zuge des sogenannten *Cultural turn* einsetzte und damit in der Tendenz zeitgleich mit dem Mauerfall.

Seit Ende der 1980er Jahre ist ausgehend von den US-amerikanischen *Cultural Studies* und unter dem Einfluss von deren spezifischer Rezeption poststrukturalistischer Theorien eine systematische Infragestellung der an der Kritischen Theorie<sup>2</sup> orientierten sozialwissenschaftlichen Kategorien zu verzeichnen. Diese Entwicklung betraf nicht nur die Geschlechtertheorie, hatte hier aber besonders einschneidende Folgen. Ganz allgemein wurde den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften vorgeworfen, sich an der Konstruktion jener Kategorien zu beteiligen, auf deren Überwindung kritische Gesellschaftstheorie doch eigentlich zielen sollte.<sup>3</sup> Die dabei zugrundegelegte Annahme lautete, dass jedes gesellschaftliche Verhältnis in Sinnverhältnissen wurzelt, die durch sozialwissenschaftliche Untersuchungen eher befestigt, denn überwunden würden. Was Letztere als ‚real‘ voraussetzten, wurde für die *Cultural Studies* zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung, insofern sie davon ausgingen, dass performative Akte der Bezeichnung, zu denen auch sozialwissenschaftliche Analysen zählten, diese Realität allererst hervorbrachten. Für die Geschlechtertheorie bedeutete dies, dass die sie

fundierenden Kategorien ‚Männer‘ und ‚Frauen‘, ja die Kategorie Geschlecht überhaupt nicht länger vorausgesetzt, sondern als Effekt von in der Gesellschaft verankerten sinnstiftenden Verfahren aufgefasst wurden (vgl. Kerner 2007, 11-18). Brisant war dies insofern, als damit gleichsam das Subjekt des Feminismus selbst und somit dessen eigentliche Grundlage: ‚die Frau‘ in Frage stand (Butler 1993, 50f). Zwar ging auch die ältere feministische Theorie davon aus, dass geschlechtliche Positionen und damit auch das Kollektiv der Frauen in gesellschaftlichen Verhältnissen wurzeln, wobei durchaus konzidiert wurde, dass diese Verhältnisse ‚Geschlechter‘ auch ‚hervorbrachten‘. Nun jedoch sprach man nicht nur von der gesellschaftlichen Bedingtheit geschlechtlicher Positionen, sondern begriff diese ganz eigentlich als Effekt von Sinnpraxen, was sich in der heute weitverbreiteten Rede vom Geschlecht als einem Diskurseffekt niederschlug. Im deutschsprachigen Raum fällt dieser Paradigmenwechsel mit der Übernahme des *gender*-Begriffs zusammen, wobei zu betonen ist, dass es sich hierbei um ein sehr spezifisches, eben das im Umfeld der US-amerikanischen *Cultural Studies* entstandene Verständnis von *gender* handelt, für das im deutschsprachigen Raum paradigmatisch die Schriften Judith Butlers stehen.<sup>4</sup>

Seit den 1990er Jahre häufen sich nun Kritiken, die versuchen, diese Entwicklung nicht einfach als Fortschritt der Theorie, sondern im Rahmen ihres eigenen historischen Kontextes zu begreifen. Sehr bald wurde zunächst insbesondere der Umstand hervorgehoben, dass mit der Kritik an den Sozialwissenschaften ökonomische Analysen just zu dem Zeitpunkt zugunsten der Analysen von Signifikationsprozessen aufgegeben wurde, als mit dem Siegeszug des Neoliberalismus gerade sämtliche unsere Lebensbereiche im Begriff waren, einem strengen ökonomischen Regime unterworfen zu werden (Fraser 2005). So stellt Evelyn Annuß in ihrer Kritik an Judith Butler und der theoretischen Dominanz, die ihre Schriften im Verlauf der 1990er Jahre im deutschsprachigen Raum erhielten, eine Umschrift realer gesellschaftlicher Interessenskonflikte in ein „Konglomerat konkurrierender Signifikationspraxen“ fest (1996, 512), die der in spätkapitalistischen Gesellschaften zu beobachtenden Tendenz, gesellschaftliche Widersprüche überhaupt als ‚Kultur‘ erscheinen lassen,



zuarbeitet, anstatt sie zu reflektieren. Und sie führt diese „zeitdiagnostische Verkoppelung“ (ebd., 514) darauf zurück, dass hier die gesellschaftlichen Voraussetzungen der eigenen Theoriebildung nicht genügend ins Blickfeld genommen wurden. In ähnlicher Weise spricht Rosemary Hennessy davon, dass im Zuge eines ‚kulturellen Materialismus‘ eine Art stillschweigende Verschiebung im Materialitätsbegriff des Historischen Materialismus stattgefunden habe<sup>5</sup>, worin ‚Materialität‘ nun nicht länger, wie in der marxistischen Tradition, die für kapitalistische Gesellschaften konstitutive Weise der Arbeitsteilung, die die Abschöpfung von Mehrwert erlaubt, bezeichne, sondern die Sedimentierung kultureller Normen (2000, 59f). Im Zuge der Institutionalisierung der *Cultural Studies* in den 1980er Jahren, so Hennessy, sei allgemein eine Abkehr vom Marxismus zu verzeichnen, wobei insbesondere in Anlehnung an den Postmarxismus von Ernest Laclau und Chantal Mouffe gesellschaftliche Verhältnisse nun ausschließlich als rein kulturelle aufgefasst würden.<sup>6</sup> Diese radikale Entkoppelung, die eine Verankerung des Kulturellen in der kapitalistischen Arbeitsteilung negiert und nicht nur von einer Eigendynamik des Kulturellen, sondern überhaupt von dessen vollständiger Unabhängigkeit ausgeht (2000, 80/83), entspreche wiederum überhaupt der bürgerlichen Vorstellung einer ‚autonomen‘ Kultur, worin das Wissen um die diese auch immer mitbedingenden Produktionsverhältnisse vollständig verloren gehe (2000, 109/87).

Hennessy kommt deshalb zum Schluss, dass sich die *Cultural Studies* mit dieser Entkoppelung an der Hervorbringung eines Bewusstseins beteiligten, das konstitutiv ist für die neoliberale Transformation der Gesellschaft, in der das Wissen um die ökonomische Bedingtheit des eigenen Daseins zunehmend aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwindet (ebd., 81/83). In dieser Richtung zielt auch der von vielen Autorinnen herausgestellte Zusammenhang zwischen veränderten Produktionsbedingungen und der Vervielfältigung geschlechtlicher und anderer Identitäten. So wird die Frage aufgeworfen, ob die von der Geschlechtertheorie angestrebte Destabilisierung von Identitäten nicht einfach den Bedürfnissen des neoliberalen Arbeitsregimes entspreche.<sup>7</sup> „(S)chließlich“, so Evelyn Annuß, komme „diese Konzeption nicht zuletzt angesichts der derzeitigen Flexibilisierung der Arbeitskraft im postfordistischen Produktionszusammenhang und der gleichzeitigen Pluralisierung von Konsumorientierung

und Lebensstilen den momentanen gesellschaftlichen Erfordernissen in den kapitalistischen Metropolen“ sehr entgegen (Annuß 1996, 513). Am weitesten in dieser Richtung ging jüngst Nancy Fraser (2009, 99), die von einer irritierenden Konvergenz der zweiten Frauenbewegung mit der Entstehung des Neoliberalismus spricht, insofern diese überhaupt einer Krise des fordistischen Wohlfahrtsstaates entsprungen sei. So lasse sich eine zwiespältige Passförmigkeit der Forderungen der zweiten Frauenbewegung zu der im Zuge dieser Krise notwendig gewordenen Erneuerung des Kapitalismus feststellen, wie sie Luc Boltansky und Ève Capello in ihrem Buch *Der neuen Geist des Kapitalismus* beschreiben.<sup>8</sup> Diese Überlegung wird in der Zeitschrift *Das Argument* 281 aufgenommen und u.a. von Frigga Haug (2009) zu einer Diskussion darüber ausgebaut, wie heute unter veränderten Bedingungen erneut an das alte Desiderat, Feminismus als Kapitalismuskritik zu verstehen, anzuschließen wäre.

All diesen Reflexionen ist die Feststellung gemeinsam, dass trotz weitreichender Enttraditionalisierung der Geschlechterrollen und einer „Entstandardisierung biographischer Verläufe“ (Annuß 1996, 514) die grundlegende Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern erhalten blieb. Will man diese Feststellung ernst nehmen, so stellt dies die Geschlechtertheorie vor die Herausforderung, erklären zu müssen, warum trotz eines eindrücklichen normativen Wandels und damit eines Wandels in genau jenen Sinnpraxen, die im Zentrum des kulturalistischen *gender*-Verständnisses stehen, sich bisher an grundlegenden Parametern geschlechtlicher Ungleichheit nur wenig verändert hat. Dies jedoch wirft die Frage auf, ob die vom kulturalistischen *gender*-Verständnis privilegiert fokussierten Normen für die Strukturierung von Geschlechterverhältnissen überhaupt so zentral sind wie bisher angenommen (Hennessy 1996; 2000, 57-62; Annuß 510). Es scheint vielmehr geschlechtshierarchisierende und damit geschlechter-‚konstruierende‘ Prozesse auch jenseits des tradierten Rollenverhaltens und normativer Zuschreibungen zu geben (Krüger 2001 63/67/71ff; 2007, 179/182f) oder, um mit Lynne Segal zu sprechen, scheinen Geschlechterhierarchien „gerade in ihrer offensichtlichen Unbeständigkeit, Instabilität und in unserem Wissen über die Arbeit, die diese (...) aufrecht erhält, zu gedeihen“ (2009, 425). Mit der Infragestellung der Bedeutung normativer Zurichtungen für die Geschlechterverhältnisse wird aber überhaupt die



Dimension der Identität, auf die im Zuge des *cultural turn* die gesamte Geschlechtertheorie verpflichtet wurde und die gegenwärtig im Zentrum geschlechterpolitischer und -theoretischer Verhandlungen steht, in ihrer Adäquatheit für die Erfassung geschlechtlicher Verhältnisse fraglich.<sup>9</sup> Umgekehrt kann die Fokussierung der Geschlechterfrage auf eine Frage von Identitäten selbst als Effekt einer spezifischen historischen Situation lesbar gemacht werden. Die Frage nach den gesellschaftlichen Voraussetzungen und damit den materiellen Bedingungen, unter denen Differenzen überhaupt erst hervorgebracht und damit Identitäten stabilisiert oder eben wieder destabilisiert werden, gerät damit allererst ins theoretische Blickfeld, d.h. es wird davon ausgegangen, dass auch das Problematischwerden von Identitäten nicht einfach Effekt emanzipatorischer Errungenschaften ist, sondern im Zusammenhang mit gesamtgesellschaftlichen Umwälzungen, und das heißt auch immer, ökonomischen Veränderungen gesehen werden muss (Annuß 1996, 510/513).

Nur nebenbei sei bemerkt, dass auch Marx durchaus über einen Begriff der gesellschaftlichen Formierung der Individuen verfügte, dass er aber das Element, das für die Vergesellschaftung der Individuen verantwortlich ist, nie mit Identitätskategorien begriff, sondern von Verhältnissen, Gesellschaftsverhältnissen oder Produktionsverhältnissen, sprach (Hauser 1996, 494ff; Hennessy 2000, 58; Young, 1995, 204-207).

## 2. Das Hegemonialwerden des dekonstruktiven gender-Verständnisses

Gegenläufig zu diesen Überlegungen haben wir im deutschsprachigen Raum heute die Situation, dass im Zuge der Institutionalisierung der *Gender Studies* dieses sehr spezifische, an den *Cultural Studies* orientierte Verständnis von *gender* hegemonial geworden ist.<sup>10</sup> Während im englischsprachigen Raum mit *gender* kaum ein bestimmtes Theoriefeld oder ein bestimmter Ansatz verbunden wird, sondern verschiedene Ansätze sich dieses Begriffs bedienen, muss für den deutschsprachigen Raum eine spezifische Konstellation ausgemacht werden, indem hier *gender* gleichbedeutend ist mit dem dekonstruktiven *gender*-Verständnis und damit in letzter Konsequenz mit einer Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit schlechthin. Diesem Hegemonieanspruch ist allerdings eine gewisse Stringenz

nicht abzusprechen: Im Zuge von Judith Butlers Überlegung, dass auch die uns geläufige Vorstellung von der Existenz des biologischen Geschlechts sich der Norm der Heterosexualität verdankt, die gleichsam zu ihrer Stützung sich in der Evidenz zweier ‚biologischer‘ Geschlechtskörper materialisiert, deren Wiedervereinigung in dieser Weise als natürlich, da in ‚Biologie‘ begründet, erscheinen soll, wird die Kritik an dieser so erst hervorgebrachten Vorstellung von der Natürlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit zum vorrangigen Ziel (1991, 22-25/63-68). Insofern der ‚biologische‘ Geschlechtskörper als Inbegriff der Materialisierung einer Norm – eben dem, was Butler die „heterosexuelle Matrix“ (ebd., 21/219) nennt – erscheint, richtet sich das geschlechtertheoretische und -politische Anliegen dieses als *queer* bezeichneten Standpunkts auf die Kontingenz der Geschlechtergrenzen, und das heißt in erster Linie, auf das Aufzeigen des willkürlichen Charakters dieser Setzung. Wenn damit aber die Kategorie Geschlecht überhaupt als „Sedimentierung“ einer Norm (1991, 206; 2001, 43), und das heißt letztlich, als Effekt einer Bedeutungszuschreibung gekennzeichnet wird, so wird ihr integrales Problematischwerden plausibel.

Was so entsteht, ist eine Art Fundierung: Unter der Voraussetzung, dass im Zentrum der Geschlechtskonstitution die Norm der Heterosexualität steht und dass sich diese in Form zweier Geschlechtskörper materialisiert, scheint es gerechtfertigt, das Hauptproblem in der Reifizierung der Kategorie Geschlecht selbst zu sehen. Dieser Fundierungsanspruch bedeutet aber auch, die gesamte feministische Gesellschaftstheorie darauf zu verpflichten, Geschlecht somit ausschließlich als eine Frage von – in der Folge zu kritisierenden oder zu dekonstruierenden – Identitäten zu verstehen.

So finden sich gegenwärtig in den programmatischen Texten und einschlägigen Einführungen in *Gender Studies* durchgängig eine Art Fortschrittserzählung, die davon berichtet, wie die Geschlechterstudien zunächst ihre Kategorien unhinterfragt voraussetzten, die sie später im Zuge der Rezeption poststrukturalistischer Theorien zu dekonstruieren begannen, was dann als „Weiterentwicklung“ (Maihofer 2003a, 424; 2006) resp. „Erweiterung“ (Kerner 2007, 11f) erscheint. Damit einher geht eine implizite Skala politischer Radikalität, in deren Horizont *queer* als der radikalste Standpunkt erscheint.<sup>11</sup> So heißt es beispielsweise im Metzler



*Lexikon Gender Studies* unter dem entsprechenden Stichwort:

*„Die von poststrukturalistischen Theorien inspirierte Dekonstruktion der Kategorie ‚Frau‘, für den frühen Feminismus gleichermaßen Forschungsobjekt wie Erkenntnissubjekt, ist daher als ein entscheidender Aspekt in der Entwicklung der G.St. zu erachten.“ (Metzler 2002, 144)*

Und weiter heißt es:

*„Unter Bezugnahme auf die Dekonstruktion wird die Geschlechtsidentität dabei als Effekt sprachlich-differenzieller Prozesse verstanden, die jeder Essentialität entbehrt. Ziel ist folglich weniger die Kritik an männlicher Herrschaft und die Forderung nach Gleichberechtigung von Frauen. Zwar setzen sich die G.St. auch mit der Asymmetrie zwischen den Geschlechtern auseinander, sie fragen darüber hinaus aber auch nach der Konstitution, der Funktion und der spezifischen Ausformung der Geschlechterdifferenz in der jeweiligen Gesellschaft.“ (Ebd., 143)*

Wenn dies auch auf den ersten Blick lediglich wie eine logische Fundierung erscheint, geht mit diesem Verständnis von *gender* doch eine ganz zentrale Verschiebung einher. In der Tendenz ist nämlich die, logischerweise beide Geschlechter gleichermaßen betreffende, Frage der ‚Konstruktion‘ an die Stelle der älteren Thematisierung einer kategorialen Asymmetrie zwischen den Geschlechtern – das heißt, eine Asymmetrie ganz eigentlich in der Konstruktionsweise von Geschlecht – getreten. Versteht man geschlechtliche Positionen primär als Effekt „disziplinierende(r) Vereindeutigungs- und Vereigenschaften-Prozesse“, in deren Verlauf Individuen lernen (...), das eigene Geschlecht möglichst überzeugend ‚darzustellen‘“ (Maihofer 2002, 107), so liegt es auf der Hand, dass dies beide Geschlechter gleichermaßen betrifft. Der Unmut richtet sich nun nicht länger auf eine Ungleichheit zwischen den Geschlechtern; skandalisiert wird vielmehr der Umstand, dass wir uns in das Korsett der Zweigeschlechtlichkeit einzupassen haben. Und davon sind beide Geschlechter gleichermaßen betroffen: „Auch Männer haben ein Geschlecht. Auch sie erfahren eine geschlechtliche Disziplinierung und Normierung und sind einer Sozialisationsarbeit unterworfen“, schreibt etwa Andrea

Maihofer (2003b, 140). Damit aber wird überhaupt die Thematisierung eines grundlegenden Androzentrismus in den kulturellen Organisationsformen resp. den ökonomischen und gesellschaftlichen Austauschsystemen unserer Gesellschaft schwierig.

Was bis zu Beginn der 1990er Jahre in der feministischen Theorie noch selbstverständlich war, Ansätze nämlich, die problematisierten, dass das allgemein Menschliche in unserer Kultur meist das allgemein Männliche ist und die deshalb nicht nur von einer grundsätzlichen Männlichkeit der Subjektposition ausgingen, sondern überhaupt von der Eingeschlechtlichkeit unserer Kultur, wurden in der Tendenz durch diese Fokussierung auf die Zweigeschlechtlichkeit delegitimiert. Eine kategoriale oder strukturelle Asymmetrie in der ‚Konstruktionsweise‘ von Geschlecht, wie sie Ansätze der sexuellen Differenz thematisieren, die davon ausgehen, dass die weibliche Position, viel eher denn in normativen Zuschreibungen zu gründen, sich daraus ergibt, überhaupt außerhalb gesellschaftlicher Austauschsysteme zu stehen<sup>12</sup>, konnte so nicht länger gedacht werden. In diesem Sinn kann man sagen, dass durch die Privilegierung der Heterosexualitätskritik in dieser spezifischen Ausrichtung, die Judith Butler ihr gab<sup>13</sup>, die Problematisierung der Eingeschlechtlichkeit, in welcher die beiden Geschlechter kategorial gesehen sehr grundsätzlich als nicht auf derselben Ebene liegend oder eben ‚konstruiert‘ aufgefasst werden, durch die Kritik des Zwangs zur Zweigeschlechtlichkeit ersetzt wurde, ohne dass je eine theoretische Kontroverse oder Aushandlung über diesen Punkt stattfand. Genauso gut könnte man nämlich diese Asymmetrie als das Agens der Konstruktion ausmachen.

Dieses Beispiel soll zu einer Frage hinführen, um die es im Folgenden geht. Die Rede von der Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit suggeriert nämlich eine allzu große Klarheit in der Frage, was konstruiert wird. Mit anderen Worten: bevor man dekonstruiert, muss man die Weise der Konstruktion verstehen. Und obwohl dieses Wort über eine große Evidenz verfügt, ist es bei näherer Betrachtung keineswegs selbstverständlich, was das Konstituens der ‚Konstruktion‘ im Falle von Geschlecht ist. Dieses Postulat kann nämlich sehr unterschiedlich aufgefasst werden und es ist keineswegs so, dass die Rede von der sprachlichen Verfasstheit von Geschlecht eindeutig ist resp. sich mit dem Hinweis auf ‚den Poststrukturalismus‘ von alleine erklärt. Auch



hier ist nämlich eine Eigenheit der Rezeptionswege zu beachten. Bei der Diskussion um die sprachliche Verfasstheit von Geschlecht ist zu berücksichtigen, dass wir ein via den USA zu uns gelangendes Verständnis dessen haben, was ‚diskursiv‘ bedeutet. Die Eigenheit der deutschsprachigen Geschlechtertheorie, dass sie im Zuge des Paradigmas von *gender* sich wesentlich an den USA orientiert, bedeutet eben auch, dass die bei uns gegenwärtig vorherrschende Vorstellung von Poststrukturalismus wesentlich von diesem Umweg über die USA gekennzeichnet ist. Dort aber hat sich eine spezifische, eben amerikanische Version dessen gebildet, was Poststrukturalismus und die französischen Theorieansätze beinhalten, und diese hat sich teilweise sehr weit von ihren französischen Wurzeln – und damit, wie sich zeigen wird, auch von deren Kritikpotential – entfernt. Dies trifft in besonderem Maße für den Subjektbegriff zu. Denn durch die Übernahme des französischen Subjektbegriffs in die englischsprachigen *Cultural Studies* hat sich eine entscheidende Verschiebung zugetragen, in welcher der der französischen Psychoanalyse entnommene Subjektbegriff eine Art Amalgamierung mit der US-amerikanischen Ich-Psychologie erfuhr. Die Wege und Gründe für diese Amalgamierung sind schwieriger nachzuzeichnen, als ihre Effekte greifbar sind: Ihr Effekt liegt in einem sehr spezifischen Verständnis des Diskursiven, das dessen Machtwirkungen primär als festschreibend und geschlechtliche Positionen folglich als kohärente versteht. Und genau darin, so soll im Folgenden ausgeführt werden, liegt die größte Divergenz zum französischen Sprach- und somit auch Machtverständnis. Der Kontext der *Cultural Studies* ist hier insofern von Bedeutung, als die *gender*-Theorie sich in ihrer Vorstellung geschlechtlicher Subjektivierung wesentlich an deren Vorstellung von Ideologiekritik orientierte. Dies hatte zur Folge, dass Fragen der Subjektivierung, im Rahmen der Ideologiekritik konzeptualisiert, als Identitätszuschreibung aufgefasst und Identität folglich als, zu kritisierendes, Ideologem verstanden wurde.

Vermutlich ist es diese Verknüpfung von Subjektivierung mit Ideologie, die es für jene Strömung der feministischen Theorie, die sich an den *Cultural Studies* orientierte, naheliegend erscheinen ließ, auf die damals bereits existierende Geschlechtertheorie der amerikanischen Ich-Psychologie und ihr Konzept von *gender* zurückzugreifen, zumal sie im Rahmen der *Cultural Studies* selbst keine eigenständige Theoretisierung

von Geschlecht vorfanden. Robert Stoller hatte dieses Konzept in den 1960er Jahren in Anlehnung an die problematischen Arbeiten des Sexologen John Money entwickelt, von dem er den Begriff *gender* übernahm.<sup>14</sup> Dieser Ansatz, der später maßgeblich sowohl den symbolischen Interaktionismus Erving Goffmans wie den ethnomethodologischen Ansatz des *Doing-gender*-Konzepts beeinflusste<sup>15</sup>, schien für das Anliegen einer Politisierung von Identität unter anderem deshalb attraktiv, weil diese Tradition, die dem medizinischen Diskurs um Transsexualität entstammt, den Fokus auf die soziale Formbarkeit geschlechtlicher Identitäten legte. Im *gender*-Begriff verschmolz sich so die in den *Cultural Studies* entstandene Vorstellung einer Identitätszuschreibung mit einem spezifischen Begriff von Geschlechtsidentität als einer sozial auferlegten und eingeübten Verhaltensweise, die Männer von Frauen unterschied. Erst relativ spät, nämlich in den 1980er Jahren, unternahmen es dann einige Theoretikerinnen wie Joan Scott, Denise Riley, Teresa de Lauretis und später auch Judith Butler, die sich am französischen Poststrukturalismus orientierten, den der französischen Psychoanalyse entnommenen Subjektbegriff in diesen *gender*-Begriff zu integrieren.<sup>16</sup> So wurde der französische Poststrukturalismus vor dem Hintergrund dieses bereits vorhandenen Verständnisses von Identität ausgelegt, ohne dass die eigentliche Inkompatibilität dieser beiden Denktraditionen und ihres jeweiligen Subjektverständnisses noch ins Auge sprang. Obwohl sich das psychoanalytische Subjektverständnis nicht einfach in den *gender*-Begriff und dessen Vorstellung von Geschlechtsidentität übersetzten lässt, erschien es bald so, wie wenn im Kontext dieser amerikanischen Diskussion unter dem Begriff *gender* ein genuin poststrukturalistisches Subjektverständnis entstanden und darin auch die psychoanalytische Vorstellung geschlechtlicher Subjektivierung mitgehalten sei. Und es war vorrangig diese Kunde von der Existenz eines genuin poststrukturalistischen *gender*-Begriffs, die den deutschsprachigen Raum erreichte und hier maßgeblich das theoretische Verständnis von *gender* prägte. Dass dieser *gender*-Begriff inhaltlich mindestens ebenso an die amerikanische wie an die französische Theorie-tradition anknüpft, ist ihm dabei längst nicht mehr anzusehen.

Die Folge dieser Rezeptionsgeschichte ist, dass sich im Rahmen der deutschsprachigen *gender*-Theorie eine Vorstellung von französischem Poststrukturalismus he-



rausgebildet hat, von der kaum mehr gewusst wird, dass es sich um eine bestimmte und auch nicht unumstrittene Version dessen handelt, nicht nur, was in Frankreich selbst unter diesen Ansätzen theoretisiert wird, sondern auch, wie diese in den USA und Britannien verstanden werden.<sup>17</sup> So entsteht unter anderem die Situation, dass wir im deutschsprachigen Raum einen Begriff geschlechtlicher Subjektivierung haben, wie er angeblich von der französischen Psychoanalyse ausgearbeitet wurde, der nicht nur einen nicht unproblematischen Umweg über Amerika nahm, sondern auch die Komplexität der amerikanischen Diskussion in keiner Weise wiedergibt.

Das Theoriefeld, das in dieser Weise bei uns unter dem Stichwort ‚diskurstheoretisch‘ entstand und das oft mehr implizit als explizit als eine Art Konsens angerufen wird, lässt sich, trotz seiner Vagheit, in etwa folgendermaßen umreißen: Es nimmt seinen Ausgang in einer bestimmten Lesart Foucaults, wonach soziale Strukturen diskursiv verfasst und Machteffekte somit auf Diskurse zurückzuführen sind (Pühl et al. 2004, 17); dem scheint Lacans Vorstellung von Geschlecht als einer sprachlichen Position zu entsprechen, womit folglich auch die so vorgestellte diskursive Hervorbringung von Geschlecht als ein Machteffekt zu begreifen ist. Von einer offenen Übernahme von Derridas Begriff der Dekonstruktion stammt dann die Vorstellung, dass Geschlechter als solch sprachliche Positionen aufgrund des differenziellen Moments der Sprache dekonstruiert werden können, wobei der Begriff der Dekonstruktion in einem weiten Sinn verwendet wird: Auch die Genealogie im Sinne Foucaults als das Aufzeigen der historischen Genese dessen, was ‚existiert‘, wird darunter subsumiert.<sup>18</sup> Das Diskursive wird hier also insofern auf der Hintergrundmatrix der spezifischen Tradition des *gender*-Begriffs reinterpretiert, als dessen Tätigkeit – die Tätigkeit, die dann im Wort ‚Konstruktion‘ zum Ausdruck kommt – als ‚Zuschreibung von‘ oder ‚Zuweisung von‘ aufgefasst wird. Der Ich-psychologischen Herkunft des *gender*-Begriffs bleibt dieses Diskursverständnis darin verpflichtet, als es die Seite des Gesellschaftlichen am Geschlecht als Auferlegung einer Kohärenz – als Rollenzuweisung eben – versteht, wobei dieses Verständnis von Geschlecht als feststehende Identität dann das Inkohärente als subversives Element erscheinen lässt. Dass das Gesellschaftliche als Auferlegung von Kohärenz erscheint, und das Subversive folglich als das ins Spiel bringen von dessen „konstitutive(m) Außen“,

wie Butler sagen würde (1997, 23/84), dies ist eine gesellschaftstheoretische Annahme, die sich so – außer in jenem, fast möchte man sagen, fatalerweise für die *Cultural Studies* und deren Thematisierung von Identität so wichtig gewordenen ‚Anrufungskonzept‘ Louis Althusser (1977) – in den französischen Theorieansätzen kaum findet.<sup>19</sup> Diese Vorstellung von Diskurs, die ‚das Diskursive‘ letztlich mit Repräsentation gleichsetzt, widerspricht, so soll im Folgenden ausgeführt werden, in zentralen Punkten nicht nur Lacans Sprachverständnis, sondern auch demjenigen des späten Foucault.<sup>20</sup>

Die hier formulierte Kritik besagt also, dass die Vorstellung geschlechtlicher Subjektivierung, wie sie die *queere* Kritik leitet, in zentralen Punkten dem poststrukturalistischen Subjektverständnis widerspricht. Obwohl diese Kritik sich nicht primär, wie die eingangs dargelegte, an der Politischen Ökonomie orientiert, sondern subjekttheoretisch argumentiert, trifft sie sich bezüglich der politischen Implikationen weitgehend mit dieser, wie weiter unten in den Abschnitten 4 und 5 zu erörtern sein wird. Zunächst aber soll etwas weiter ausgeholt werden, warum die Vorstellung von Subjektivierung als Auferlegung von Kohärenz nicht dem französischen Subjektverständnis entspricht und worin folglich die Vorstellung eines machtkritischen Potentials des Inkohärenten mit einem poststrukturalistischen Machtverständnis kollidiert. Nicht nur von Marxistischer Seite (Creydt 1993; Jamson 1986), sondern sowohl durch Lacans Sprachverständnis wie auch durch Foucaults Spätwerk wird genau dieser Annahme die Grundlage entzogen, wonach geschlechtliche Positionen kohärent und damit als Identitäten adäquat erfasst sind, und ebenso, dass folglich deren Durchque(e)rung ein Akt der Subversion sein soll.

### 3. Geschlecht theoretisch: Ist das Inkohärente subversiv?

#### 3.1. Psychoanalyse: Lacans Sprachverständnis

Obwohl hier aus Komplexitätsgründen Lacans Standpunkt nicht im Detail erörtert werden kann, sondern diese Aussage anhand von Foucaults Machttheorie ausgeführt wird, soll hier doch auf einige zentrale Aussagen Lacans zur geschlechtlichen Subjektivierung kurz eingegangen werden. Dies scheint vor allem vor dem Hintergrund dessen angebracht, dass die Vorstellung



von der sprachlichen Verfasstheit von Geschlecht maßgeblich durch Judith Butlers Lacan-Rezeption Eingang in die *gender*-Theorie resp. deren *queere* Ausrichtung gefunden hat. Es war vor allem Lacans Betonung der Bedeutung der Sprache für die Subjektkonstitution, die Judith Butler dazu inspiriert hat, Lacans Rede von einem ‚symbolischen Gesetz‘ als eine Art sprachlichen Platzanweiser zu interpretieren, der den beiden Geschlechtern ihre je spezifische Position in der symbolischen Ordnung zuweist. Dabei leitete sie aus Lacans Aussage, dass Subjekte als ‚Positionen‘ im Symbolischen zu verstehen seien, ab, dass Sprache so etwas wie eine „diskursive Forderung“ sei, eine „kohärente() Identität“ anzunehmen. (2001b, 83) Dazu schrieb sie bereits in *Körper von Gewicht*: „Die Sexuierung des Ichs durch das Symbolische zielt darauf ab, diese Instabilität des Ichs, verstanden als eine imaginäre Bildung, abzumildern. Hier ist es ganz wichtig zu fragen, wo und wie die Sprache auftritt, um diese stabilisierende Funktion zu erfüllen, und zwar besonders wo und wie sie zur Festlegung der sexuierten Positionen auftritt.“ (1997, 194) Die „symbolische Forderung, eine sexuierte Position anzunehmen“, wird hier also zur Forderung, „sich mit einer im symbolischen Bereich vorgesehenen Position zu identifizieren“ (ebd., 140f.). Sprache tritt demnach auf, um festzulegen<sup>21</sup>, woraus Butler dann die für ihre These von der Resignifizierbarkeit von Geschlecht zentrale Annahme ableitet, dass die Bedeutung von Geschlecht und damit Geschlechter selbst auf der Ebene von Sprache verschiebbar seien. Wenn Geschlechter sprachlich verfasst sind, so das Argument, lasse sich das differenzielle Moment der Sprache gegen die Verfestigung geschlechtlicher Positionen ins Spiel bringen.<sup>22</sup> Nun lässt sich diese Annahme allerdings nur schwerlich mit Lacan begründen, denn für Lacan gehört genau diese Instabilität integral zur geschlechtlichen Position.

Um dies besser zu verstehen, mag es hilfreich sein, sich eines Wortspiels zu bedienen, das die US-amerikanische Theoretikerin Joan Copjec verwendet, um Lacans Differenz zu einem solchen Verständnis greifbar zu machen (1989, 229). Dabei bedient sie sich der Doppelbedeutung des Wortes *to carve*, das einerseits (heraus)meisseln, andererseits aber auch zerstückeln heißt. Lacan, so führt Copjec aus, würde der Annahme nicht nur zustimmen, dass der Körper geschrieben, das heißt, durch Sprache konstituiert sei, sondern es sei ganz eigentlich seine Theorie, die die Einnahme eines

solchen Standpunkts erlaube. Trotzdem verbinde er mit dieser Formulierung etwas anderes als jene feministische Strömung, die sich diese Vorstellung von der Konstruiertheit des Körpers zu eigen gemacht habe. Copjec schreibt dazu:

*„The body is written, it is constructed by language and not pregiven; all the work on the ‚technologies of the body‘ have repeated this often enough. Lacan would not deny this – in fact, it is largely his theory which enables this position to be taken. Yet, I would suggest that when Lacan tells us that language carves up the body (...), he is speaking of a more unkind cut than that which merely carves out (or defines) a body image through which the subject will assume its being. The cut to which Lacan refers instead carves up (divides) the body image and thus drives the subject to seek its being beyond that which the image presents to it; it causes the subject to find in its image something lacking.“ (1989, 235)<sup>23</sup>*

Was gemäß Lacan die Sprache mit dem Körper anstellt, ist nicht ein Ausschneiden, sondern ein Aufschneiden. Und nur schon von daher ist es nicht möglich, dass dieses so Aufgeschnittene und also das, was er die symbolische Position der Geschlechter nennt, ein kohärentes Bild darstellt. Wenn Lacan uns sagt, dass die Sprache das Subjekt dazu bringt, in seinem Bild etwas zu finden, das fehlt – was die Metapher des Aufschneidens zum Ausdruck bringen will –, so heißt dies nichts anderes, als dass für ihn die Sprache genau jenes Moment in der Subjektkonstitution darstellt, das jene imaginäre Kohärenz des Bildes – und das heißt immer auch, des Selbstbildes –, in welchem das Subjekt glaubt, sich selbst in seiner Ganzheit erfassen zu können, aufbricht. Die Sprache steht damit für nichts geringeres als jene grundsätzliche Enteignung, die den Eintritt des Subjekts in die soziale Welt markiert. Sie bezeichnet jene grundlegende Verwiesenheit, die uns in unserer Allmacht enteignet, insofern wir als soziale Wesen auf andere angewiesen, ja, an andere verwiesen sind, die sich uns verweigern können oder nicht – ein Umstand, der in Lacans Verständnis das Subjekt in Form einer Kerbe, eben jener Spalte des von ihm so bezeichneten gespaltenen Subjekts durchzieht. Letztlich, und in einem sehr umfassenden Sinn, bezeichnet für Lacan die sprachliche Seinsweise des Menschen über den





Umstand einer grundsätzlichen Verwiesenheit hinaus schlicht die Tatsache unseres Geborenwerdens in Abhängigkeit und unserer Sterblichkeit als einer grundlegenden Bedingtheit des menschlichen Daseins, ein Fehl, der das Subjekt aber gleichzeitig dazu bringt, beständig das Komplement zu diesem Fehl zu suchen und es damit dazu befähigt, ein begehrendes zu sein. Was folglich in Lacans Verständnis die Funktion der Sprache von der Funktion des Bildes in der Subjektkonstitution unterscheidet, ist, das Letztere und folglich das, was die *Gender Studies* in ihrer Kritik an Repräsentationen normativer Männlichkeit und Weiblichkeit anvisieren, nur für den einen Teil der Subjektkonstitution und sozusagen deren erster Schritt zuständig ist. Das Subjekt im Sinne Lacans ist das, was entsteht, wenn dieses Bild, und damit die vermeintliche Kohärenz des Selbst, aufgebrochen ist.

Charles Sheperdson (1994, 170) hat in diesem Zusammenhang zu Recht darauf hingewiesen, dass die Ansätze von *gender* in ihrem Verständnis der sprachlichen Verfasstheit von Geschlecht streng genommen nicht zwischen der Rolle des Bildes und derjenigen der Sprache in der Subjektkonstitution unterscheiden, indem sie die Funktion der Sprache vollständig in derjenigen des Bildes aufgehen lassen und damit Sprache als eine Art Abbildfunktion verstehen: die Tätigkeit der Sprache wird hier vorgestellt als Implementierung einer Norm, die ihre Vorlage in Repräsentationen normativer Weiblichkeit und Männlichkeit findet.<sup>24</sup> Was dabei verfehlt wird, ist ganz genau Lacans genuin eigenes Sprachverständnis, welches das Subjekt um ein Scheitern herum konstituiert sieht, in dessen Mitte sich gerade kein Bild, sondern ein Fehlen, ein Loch oder Mangel: eben die bereits genannte Verwiesenheit auf andere findet (Shepherdson 1994, 168f; Lacan 1991a). Allerdings, und dies wäre eigentlich ganz zentral, ist es bezüglich dieses Schnitts, dass die beiden Geschlechter unterschiedlich angeordnet sind. Ohne dies hier ausführen zu können, heißt dies, dass Lacan die Geschlechter vis-à-vis der *Funktion selbst* von Sprache unterschiedlich angeordnet sieht, was eine sehr andere Aussage ist, als dass Sprache zwei Geschlechter festlegte.<sup>25</sup>

Joan Copjec hat dies in die Formulierung gefasst, dass geschlechtliche Positionen zwei Positionen bezüglich des Scheiterns der Sprache sind (2004a, 243-265/238), ‚Scheitern der Sprache‘ hier nun im Sinne

eines *genitivus subjectivus*: es ist die Sprache, die für das Scheitern des Subjekts, ein kohärentes Bild von sich zu befestigen, zuständig ist. Wenn nun die Geschlechter in Lacans Verständnis bezüglich dieses Scheiterns unterschiedlich angeordnet sind – und dies ist Lacans Weise, die Positionierung der Geschlechter in unserer Kultur zu umschreiben –, so deshalb, weil eigentlich nur die männliche Position zu einem solchen Schnitt und das heißt auch, in die Position des Begehrens gelangt. Was Lacan damit zum Ausdruck bringt, ist nichts geringeres als seine sprachtheoretische Fassung von Freuds Diktum, dass die Libido männlich sei – eine Aussage, die, wie bereits erwähnt, in der feministischen Theorie der 1970er und -80er Jahre in vielfältiger Weise unter dem Stichwort einer grundsätzlichen (männlichen) Eingeschlechtlichkeit unserer kulturellen Ordnung verhandelt wurde.<sup>26</sup>

Es ist diese Anordnung der Geschlechter vis à vis des von Lacan so bezeichneten ‚symbolischen Gesetzes‘, die die geschlechtlichen Positionen sehr grundsätzlich als nicht auf derselben Ebene liegend – man könnte auch sagen, nicht auf derselben Ebene ‚konstruiert‘ – erscheinen lässt und bei der man, will man darin Lacan folgen, eigentlich von einer grundsätzlich kategorialen Asymmetrie in der Konstruktionsweise der Geschlechter sprechen müsste. Was auch immer dies im Detail heißen mag<sup>27</sup>, es heißt zumindest, dass die beiden geschlechtlichen Positionen keine Identitäten sind, sondern sich gerade aus der grundsätzlichen Unmöglichkeit, kohärente Geschlechtsidentitäten zu erlangen, ergeben und also von Grund auf Ausdruck eines Scheiterns sind (Žižek 2001, 373ff). Allerdings, und das ist schwer zu denken, ist es bezüglich dieses Scheiterns, dass sich die beiden Geschlechter unterscheiden.

Was uns damit die Lacansche Psychoanalyse als Rätsel zu denken aufgibt, ist, dass geschlechtliche Positionen nicht stabil sind, weil sie kohärent sind. Es scheint vielmehr eine Stabilität jenseits der Kohärenz zu geben. Und das wiederum könnte erklären, warum trotz weitreichendem sozialem Wandel in den Geschlechterleitbildern spätkapitalistischer Gesellschaften das einzig stabile ihre nach wie vor bestehende Hierarchisierung ist.

So betrachtet wäre es jedoch nicht so sehr die Norm, die kontingent ist, was eine einigermaßen soziologische Aussage über die Möglichkeit eines norma-



tiven Wandels in Aussicht stellt, sondern es ist eine bestimmte *Form von Kontingenz* als dem eigentlichen Kern des Subjekts, bei der sich allenfalls etwas historisch Gewordenes, eine historische Sedimentierung findet – die dann aber auch nicht, wie Butler vorschlägt, einer reiterativen Reartikulation überführt werden kann. Oder nochmals anders formuliert: Nur unter der Bedingung, dass das, was Lacan mit dem ‚symbolischen Gesetz‘ bezeichnet, tatsächlich eine Norm ist, wie Butler sie versteht (2001a, 42f), wäre dieses Gesetz einer reiterativen Verschiebung oder Reartikulation zugänglich. Ja, mehr noch, wenn man darauf besteht, das Element von Macht in der Geschlechtskonstitution als normativ zu verstehen, handelt man sich unweigerlich das Problem ein, dass Lacan den Schlüssel zu dessen Lösung bereits in Händen hält: in seinem Verständnis von Sprache durchbricht diese gerade jegliche Verfestigung in einer Geschlechternorm. Umgekehrt geht man so aber der Möglichkeit verlustig, dieser anderen Form von Geschlechterproblematik, die Lacans Gesetz gleichwohl zum Ausdruck bringt, habhaft zu werden. Kurz, so wie die *queer*-Theorie im Anschluss an Butler das Problem formuliert – als Problem von zu viel Kohärenz, die es zu durchkreuzen gilt –, müsste man ihr lediglich raten, Lacan zu folgen!

Die Lage ließe sich auch so umreißen, dass es sich hier um zwei unterschiedliche Vorstellungen von Dezentrität handelt. Wogegen die der Psychoanalyse nahestehenden TheoretikerInnen Einspruch erheben, ist ein in den *Cultural Studies* vorherrschender Trend, das gespaltene Subjekt der Psychoanalyse durch ein von sozialen Diskursen durchzogenes Subjekt zu ersetzen, das somit nicht gespalten, sondern multipel wäre (Copjec 1990, 12f). Man könnte auch davon sprechen, dass es sich um zwei verschiedene Vorstellungen von Konstruktion handelt, worin sich das englische *identity* vom französischen *sujet* unterscheidet: Das von verschiedenen, sich auch widersprechenden Diskursen hervorgebrachte Subjekt ist nicht dasselbe wie das gespaltenen Subjekt der Psychoanalyse, bei welchem die Geschlechtlichkeit auf einer anderen Ebene liegt als andere soziale Identitäten, die Rolle des Unbewussten in der Herstellung geschlechtlicher Positionen als konstitutiv erachtet und Geschlechtlichkeit somit auch nicht einfach als über Zuschreibungen hervorgebracht vorgestellt wird.<sup>28</sup>

### 3.2. Foucaults *Gouvernementalitätsanalyse* und das Subjekt der Hermeneutik

Zieht man die Entwicklung von Foucaults Machtanalytik mit in Betracht, so ergibt sich ein ganz ähnliches Bild. Dies ist insofern bedeutsam, als Michel Foucault der zweite wichtige Referenzpunkt in der das dekonstruktive *gender*-Verständnis leitenden Kritik an der Festschreibung normativer Identitäten ist. Während Foucault in den Sozialwissenschaften heute allgemein als Gesellschaftstheoretiker gilt, der als einer der ersten vom Ende der Disziplinargesellschaft sprach (2003, 671) und sich im Rahmen seiner Studien zur *Gouvernementalität* spätkapitalistischer Gesellschaften anderen Regulationsformen als der Normierung zuwandte<sup>29</sup>, scheint der dekonstruktive *gender*-Ansatz diese Weiterentwicklung von Foucaults Machtanalytik nicht wirklich zur Kenntnis genommen und in seine Konzeption geschlechtlicher Subjektivierung mitaufgenommen zu haben. Dies ist keine rein theoretische Feststellung, denn in dieser Weiterentwicklung läge ein Schlüssel zu einem besseren Verständnis dieses auch von der Geschlechtertheorie konstatierten Umstandes, dass die ‚*gender*-Flexibilisierung‘ bisher nicht wirklich namhafte Auswirkungen auf die Geschlechterordnung hatte (Hof 2005, 30). Foucaults im Rahmen seiner *Gouvernementalitätsanalysen* gewonnene Einsichten in die Funktionsweise spätkapitalistischer Gesellschaften lassen es vielmehr wahrscheinlich erscheinen, dass sich gerade in dieser Flexibilisierung eine nunmehr vielleicht modernisierte Variante geschlechtlicher Hierarchisierung einrichten kann. Diese Vermutung lässt sich im Anschluss an die Machttheorie des späten Foucault formulieren, weil diese den Blick freilegt für eine andere Einbindungsweise der Subjekte in Machtverhältnisse, die irgendwo unterhalb des normativen Geschehens wirkt und die deshalb von der Kritik an der Zuschreibung normativer Geschlechtlichkeit kaum eingeholt werden kann.

Es sind insbesondere zwei Elemente von Foucaults Theoriebildung, die hierfür ausschlaggebend sind: Seine Konzeption eines Subjekts der Hermeneutik, das in zentralen Punkten seiner früheren Vorstellung einer disziplinären Subjektwerdung widerspricht und seine bereits in *Sexualität und Wahrheit 1* formulierte Aussage, dass das Sexualitätsdispositiv seit dem 19. Jahrhundert Sexualität gerade nicht auf ihre heterosexuelle Funktion normiert und damit Persionen, weit davon



entfernt, diese zu verbieten, eigens hervorbringt. Insbesondere mit Letzterem ist aber der die Ansätze von *queer* leitenden Vorstellung, dass außerhalb der heterosexuellen Norm stehende Praktiken und Lebensweisen ein subversives Potential eignen soll, sehr grundsätzlich der Boden entzogen.<sup>30</sup> Foucault schreibt explizit:

*„(D)ie Vorstellung, dass man mit den verschiedensten Mitteln versucht hat, den gesamten Sex entweder auf seine Fortpflanzungsfunktion oder auf seine heterosexuelle und erwachsene Form oder auf seine eheliche Legitimität zurückzuführen, werden den vielfältigen Zielen und Mitteln der Sexualpolitiken nicht gerecht, in denen es um die beiden Sexe, die unterschiedlichen Alter, die verschiedenen gesellschaftlichen Klassen geht. (...) Tatsächlich handelt es sich eher um die Produktion von Sexualität.“<sup>31</sup>*

Gegenüber dieser Vorstellung einer Festlegung der Sexualität auf ihre „nützliche Funktion“ in der Reproduktion (ebd., 131) macht Foucault spätestens ab dem ersten Band seiner *Geschichte der Sexualität* geltend, dass der Gegenstandsbereich einer „Sexualität“ überhaupt auf eine Form von Subjektivierung verweist, die gerade nicht festschreibend ist, sondern das Subjekt umgekehrt auf eine permanente Selbstausslegung verpflichtet. Und es ist in diesem Zusammenhang, dass er den Begriff einer hermeneutischen Subjektkonstitution verwendet (1993a, 2001). Leitend dafür ist seine Annahme, dass die Humanwissenschaften des 19. Jahrhunderts Führungstechnologien, wie sie sich seit dem frühen Christentum entwickelt hatten, beerben und diese in den Dienst eines humanistisch-emanzipatorischen Projektes der Selbstbefreiung stellen (1993a; 2004a, Vorlesung 5-8, 1987, 249f). In seinem Bestreben, die Genealogie des modernen Staates und die Genealogie des Subjekts zusammenzudenken (Lemke et al. 2000, 10), geht Foucault davon aus, dass die zentrale Scharnierstelle, die die Individuen in die Machtverhältnisse des modernen Staates einbinden, in diesen Führungstechnologien zu sehen ist, die er folglich als ein säkularisiertes Pastorat bezeichnet. Die Entwicklung seiner Machtanalytik ist vor diesem Hintergrund zu sehen.<sup>32</sup> Foucault wollte verstehen, wie Menschen mittels bestimmter Formen der Subjektivierung in Macht eingebunden werden, und zwar aufgrund seiner Vermutung, dass Macht als reine Negativität falsch verstanden sei

(1994a). Stattdessen lag ihm daran, das zu erfassen, was er die „Positivität der Macht“ nannte (1977, 18). Allerdings ist es in der Frage, wie diese Positivität zu fassen sei, dass Foucault sich immer wieder von neuem genötigt sah, seine eigenen Annahmen zu revidieren, weil ihn seine Antworten nicht länger befriedigte.

Die Unterscheidung dreier verschiedenen Machtformen, die Foucault gegen Ende seines Schaffens vornimmt, ist in diesem Zusammenhang zu sehen: Hatte Foucault in seinem Bemühen, zu verstehen, wie Macht nicht lediglich *repressiv*, sondern *produktiv* wirkt, zunächst der Rechtsnorm die disziplinäre Norm entgegengestellt, indem er seit dem 19. Jh. eine zunehmende Kolonisierung des Rechts durch Mechanismen der Disziplinierung diagnostizierte, so postuliert er für spätkapitalistische Gesellschaften die Vorherrschaft eines anderen Machttypus, der eine gewisse Abstinenz im Bezug auf die unmittelbare oder direkte Formung der Individuen erkennen lässt. Gegenüber den von ihm nunmehr als ‚archaisch‘ empfundenen, weil wenig effizienten Machtformen von Souveränitätsmacht und Disziplinarmacht postuliert Foucault für die Funktionsweise spätkapitalistischer Gesellschaften eine Machtform, die auf dem „Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat“, operiert (1987, 255; 2004b, Vorlesung 11). Diese Fokusverlagerung, die die Einbindung der Individuen in Machtverhältnisse primär anhand von Praktiken studiert, die Menschen an sich selbst vollziehen, Selbststeuerungsmechanismen also, die nicht primär als Internalisierung äußerer Anforderungen zu verstehen sind, sondern als induziert durch ein ganzes System von Anreizungen und Versprechen, wird heute unter dem Begriff der „Selbsttechnologien“ in den Sozialwissenschaften breit rezipiert. Obwohl Foucault diesen drei Machttypen je eine historische Regierungsform zuordnet –absolutistischer Staat, Polizeistaat und Liberalismus –, ist die Unterscheidung dieser drei Machttypen nicht so zu verstehen, dass die eine Machtform die andere historisch abgelöst hätte (2004a, 161-165). Vielmehr erscheint es so, dass Foucault erst allmählich durch die Ausdifferenzierung seines Analyseinstrumentariums überhaupt in der Lage war, andere Einbindungsweisen ins Visier zu bekommen und damit quasi zu tieferliegenden Schichten von Subjektivierung vorzudringen, die sich mit Begriffen von Unterdrückung und Disziplinierung nicht länger erfassen ließen. Diese drei Machtformen lassen sich deshalb in das Bild dreier



konzentrischer Kreise bringen, deren innerster quasi erst sichtbar werden konnte, nachdem Rechte weitgehend erstritten und eine sich als liberal verstehende Gesellschaft Disziplinierungszumutungen weitgehend abgestreift hatte, sei es auch nur, weil die von der Kreativität der Menschen lebende Kapitalverwertung mit normierten Individuen nicht länger etwas anzufangen wusste. In diesem innersten Kreis nun findet sich das, was Foucault das Begehrensubjekt nennt. Seiner historischen These folgend, dass der moderne Staat auf säkularisierten Führungstechniken des christlichen Pastorates aufruhet, spricht er in diesem Zusammenhang von einer hermeneutischen Subjektkonstitution deshalb, weil es sich bei der das Subjekt konstituierenden Wahrheit um eine stets zu entziffernde handelt, deren Wesensmerkmal es ist, dass sie sich in ihrem Kern entzieht. Es ist die so gestellte Frage, „wie die Menschen dahin gelangten, sich als Subjekt einer Sexualität anzuerkennen“ und „zwischen sich und sich ein Verhältnis einzurichten, das sie im Begehren die Wahrheit ihres Seins entdecken lässt“, die Foucault dazu bringt (1986, 10/12), Machtbeziehung nun als Generierung eines Selbstverhältnisses zu verstehen und dieses ausgehend von den Selbsttechniken zu untersuchen: „Das Führen von sich durch sich in seiner Verbindung mit der Beziehung zum anderen“ (1994b, 214 Ü. t.s.) nennt Foucault diesen Aspekt der Gouvernamentalität, den er nun explizit von seinen älteren Vorstellungen abgrenzt: Er habe, als er Asyle und Gefängnisse untersuchte, vielleicht zu sehr auf der Disziplin insistiert, die in diesen Institutionen tatsächlich wichtig seien, aber nicht unbedingt geeignet, die Funktionsweise von Macht in spätkapitalistischen Gesellschaften zu verstehen (1984, 36).

Das heißt aber auch, dass Foucault das Wort Subjektivierung in seinem Spätwerk wieder sehr viel näher als dies in seinen Studien zu Gefängnissen, Schulen und psychiatrischen Anstalten der Fall war, an Sexualität heranführt, Subjekt und Geschlecht miteinander verbindet. In dieser Hinsicht bleibt Foucault also seiner frühen Vermutung treu, dass die Sexualität eine zentrale Rolle in der abendländischen Subjektkonstitution spielt; jedoch denkt er deren Verknüpfung jetzt in einer sehr anderen Weise. Denn mit dem Subjekt des Begehrens resp. der Hermeneutik löst er jene ältere Vorstellung einer Disziplinierung der Seelen ab, wie er sie in *Überwachen und Strafen* und teilweise auch noch in *Sexualität und Wahrheit I* formulierte.<sup>33</sup> Foucault würde

also nicht sagen, dass in spätkapitalistischen Gesellschaften Disziplinierungstechnologien keine Rolle mehr spielen; aber er würde sehr wohl sagen, dass Sexualität so nicht länger zu erfassen sei (Lemke 2003, 266). Und hier eben erscheint es besonders paradox, dass ausgerechnet die *Gender Studies*, für die doch diese Frage von besonderer Bedeutung wäre, diese Verschiebung nicht zur Kenntnis nehmen, sondern in ihrem Rekurs auf Foucault damit fortfahren, Sexualität und Disziplinierung miteinander zu verknüpfen.<sup>34</sup> Dazu ist allerdings zu sagen, dass die Rezeption generell Foucaults Rede vom Begehrensubjekt und seinen unter diesem Begriff angestellten Überlegungen zur Subjektkonstitution wenig Beachtung schenkt, sondern sich im Allgemeinen auf jenen Aspekt seiner Gouvernamentalitätsanalyse konzentriert, den Foucault mit dem Begriff der Kontrollgesellschaft zu fassen suchte. Und hier gibt es vermutlich ein terminologisches Missverständnis, dem auch jene *gender*-Theoretikerinnen, die sich auf Foucaults Spätwerk beziehen, unterliegen<sup>35</sup>: Tatsächlich nämlich verwendet Foucault den Begriff der „Normalisierung“ auch in seinem Spätwerk weiterhin (2004a, 88ff, insb. 90). Nur bezeichnet er hier die Regulation von Makrogrößen wie Sterblichkeitsraten, Epidemien oder Warenströme; er nimmt dabei gegenüber der Vorstellung von der disziplinären Norm nicht nur einen beinahe konträren Sinn an, sondern, was hier noch zentraler ist, er bezieht sich überhaupt nicht mehr auf Individuen: Foucault meint mit „Normalisierung“ nun ein regulierendes Eingreifen, das die Elemente der Realität, weit davon entfernt, diese entlang einer normativen Vorgabe auszurichten, so zueinander in ein Verhältnis bringt, dass diese sich im Rahmen einer Bandbreite selber regulieren. Dementsprechend will dieses *laissez faire* auch das Verhalten der Individuen nicht selber leiten, sondern lediglich auf ihr Umfeld Einfluss nehmen in einer Weise, dass deren latente Ungewissheit von sich aus das Verhalten der Individuen bestimmt. Diese Machttechnologie muss nicht nur darum besorgt sein, sich die Freiheit der Individuen zu erhalten, sondern sie wird diese als die für es wichtigste Ressource gleich selber verordnen (2004b, 96f.; 2004a, 76f.; 1987, 256). Wenn Foucault also im Zusammenhang mit der neoliberalen Regulation von „Kontrollgesellschaft“ spricht und in diesem Zusammenhang von „Sicherheitstechnologien“ oder einem „Sicherheitsdispositiv“ (2004a, 96ff), so meinen diese Begriffe gerade nicht eine rigide Kontrolle der einzelnen Individuen, sondern ganz im Gegenteil die aktive Schaffung von Kontingenzen, in



welchem sich die Individuen vermittlels ihrer Kreativität selber zurechtzufinden haben. Es ist also zentral festzuhalten, dass für den späten Foucault das Pendant zur Normalisierungsgesellschaft nicht das „normalisierte Subjekt“ ist, sondern ein Subjekt, das sich um eine Offenheit herum konstituiert: auf der Ebene des Individuum ist die „Freiheit“, nicht die Disziplin, das Korrelat des „Sicherheitsdispositivs“ (2004a, 78f). Wie weit sich diese Vorstellung Foucaults vom Ausschluss-Diskurs der *gender*-Theorie entfernt hat, zeigt eine Beschreibung aus den Vorlesungen zur Gouvernementalität:

*„[Sie sehen], dass das, was am Horizont einer solchen Analyse erscheint, überhaupt nicht das Ideal oder das Projekt einer erschöpfenden disziplinarischen Gesellschaft ist, in der das Netzwerk der Gesetze, das die Individuen umschließt, von, sagen wir, normativen Mechanismen fortgesetzt und verlängert würde. Es ist auch keine Gesellschaft, in der ein Mechanismus der allgemeinen Normalisierung und des Ausschlusses des Nicht-Normalisierbaren erforderlich wäre. Im Gegenteil haben wir in diesem Horizont das Bild, die Idee oder das programmatische Thema einer Gesellschaft, in der es eine Optimierung der Systeme von Unterschieden gäbe, in der man Schwankungsprozessen freien Raum zugestehen würde, in der es eine Toleranz gäbe, die man den Individuen und den Praktiken von Minderheiten zugesteht ... .“*  
(Foucault 2004b, 359)

Wenn Foucault Ende der 1970er Jahre nun in Hinblick auf postfordistische Gesellschaften die Toleranz gegenüber den Praktiken von Minderheiten als eine ihrer Regulationsformen bezeichnet, so rekurriert er damit auf seine andernorts geäußerte Vermutung, dass das, was er die Gouvernementalisierung des modernen Staates nennt (2004a, 163), sich durch ein komplexes Ineinandergreifen von „Individualisierungstechniken und Totalisierungsverfahren“ auszeichnet (1987, 248). Wenn Foucault sagt: „In gewisser Hinsicht kann man den modernen Staat als eine Individualisierungsmatrix oder eine neue Form der Pastoralmacht ansehen“ (1987, 249), so muss man dieses Wort „Individualisierung“ ernst nehmen: Es meint tatsächlich ‚individuell‘. Es meint individuell in einem Sinn, der das Individuum dazu verpflichtet, nach seiner eigenen, inneren Wahrheit zu forschen, was etwas anderes ist, als sie

ihm zuzuschreiben. In einer Vorlesung, die er kurz nach seinen Gouvernementalitätsvorlesungen 1980 in Dartmouth hielt und die später unter dem Titel: *About the Beginning of the Hermeneutics of the Self* veröffentlicht wurde (1993a), zeigt Foucault anschaulich, wie im Übergang von den antiken Selbsttechnologien zu den christlichen die Wahrheit von einem äußeren Regelwerk der richtigen Lebensführung zur ‚inneren Wahrheit‘ des Einzelnen mutiert: In dem Maße, wie diese Wahrheit von einem klaren Regelkorpus der richtigen Lebensführung ins Innere des Menschen rückt, entledigt sie sich des konkreten Inhalts, und in dem Maße, wie sie sich dieses Inhalts entledigt, wird sie zur „Wahrheit des Subjekts“ schlechthin. Und genau als diese entfaltet sie ihre Macht über das Subjekt: Der „Preis, den das Subjekt dafür zu zahlen hat, dass es das Wahre (...) über sich sagt“ (2001, 31 Ü.v.m.), bemisst sich nach der Offenheit dieser Suche, deren Gegenstand sich gerade dadurch auszeichnet, dass er sich als solcher entzieht. Im Gegensatz zur *Wahrheit der Norm*, die fest schreibt, ist die *Wahrheit der Hermeneutik* der Anstoß zu einer permanenten Selbsterforschung. Foucault thematisiert also den Umstand, dass dieses Selbst sich als „Korrelat zu einer Technik“ herausgebildet hat, die als Hermeneutik dieses als ein zu Entdeckendes konzipiert (1993a, 222 Ü. t.s.). Die Problematik dieses Selbst ist nicht mehr die des Festgelegtseins auf eine Identität, sondern der Umstand, dass es mit dieser Suche nie zu einem Abschluss kommt. Doch eigentlich sagt Foucault dies bereits in *Sexualität und Wahrheit 1*, wenn er schreibt:

*„(W)ir fordern den Sex auf, seine Wahrheit zu sagen (aber weil er das Geheimnis ist, das sich selbst entgeht, halten wir uns damit zurück, die endlich aufgeklärte, die endlich entzifferte Wahrheit seiner Wahrheit zu sagen), oder vielmehr die Wahrheit, die tief unter jener Wahrheit unser selbst vergraben liegt, die wir im unmittelbaren Bewusstsein zu haben vermeinen. Wir sagen ihm seine Wahrheit, indem wir entziffern, was er uns von sich sagt; er sagt uns die unsere, indem er befreit, was sich davon entzieht. Aus diesem Spiel hat sich im Verlauf mehrerer Jahrhunderte langsam ein Wissen vom Subjekt gebildet; nicht so sehr ein Wissen von seiner Form, sondern von dem, was es spaltet, was es möglicherweise determiniert, vor allem aber sich selber stets entgehen lässt.“* (1977, 89)



Tatsächlich fällt es schwer, hierin noch eine Festbeschreibung der Sexualität zu sehen, sagt Foucault doch explizit, dass das Wissen über das Subjekt, welches aus dem Sex abgeleitet wird, nicht dessen Formen betrifft, sondern ein Wissen darum sei, was das Subjekt „sich selbst entgehen lässt“. Auch wenn Foucault in diesem ersten Band seiner Geschichte der Sexualität das Geständnis noch als Bestandteil normierender Eingriffe thematisiert, so hat sich für ihn durch diese Entdeckung einer spezifischen „Lust an der Wahrheit der Lust“ (1977, 91) doch offenbar eine entscheidende Verschiebung in der Einschätzung des Wesens dieser Wahrheit ereignet, ja, scheint sich überhaupt der Inhalt dieses Begriffs des „Wahrheitsregimes“ (1994c, 125 Ü. t.s.) zu ändern: Das Spiel mit dem „wahren Diskurs über die Lust“ (1977, 91) ist wichtiger, als damit zu einem Ende zu kommen.

Betrachtet man von hieraus nochmals die Konzeption von Identitätskritik, wie sie das dekonstruktive *gender*-Verständnis leitet, so stellt sich die Frage, ob nicht die Vorstellung eines für die Identitätsbildung konstitutiven Ausschlusses, der in der Kritik benannt werden soll, bereits integral zu dieser Subjektivierungsweise gehört. Zumindest Foucaults Begriff des „Wahrheitsregimes“ umfasst beide Aspekte, das heißt ganz genau dieses Spiel von Setzung und Suche nach dem davon Ausgeschlossenen. So betrachtet folgt jedoch Judith Butlers These einer verworfenen Homosexualität als Grundlage der Heterosexualität und folglich der geschlechtlichen Identifizierung paradigmatisch dieser Logik.<sup>36</sup> Denn sie unterstellt in dieser Figur des ‚Verworfenen‘ die Existenz von etwas ‚ganz anderem‘, das dem Subjekt zwar nicht zugänglich ist, sich aber dennoch irgendwo an seinem Grunde befindet. Diese Vorstellung von der Existenz eines Außen folgt der Figur einer verborgenen Wahrheit, die Foucault als zur Funktionsweise des Sexualitätsdispositivs gehörend beschreibt: Sie ist Voraussetzung für eine Form der Subjektivierung, die diese als einen nie zum Abschluss kommenden Prozess begreift. Wollte man deshalb Foucault in seiner Machtanalytik folgen, wäre das Tandem von Setzung und Ausschluss resp. die damit verbundene Induzierung eines Prozesses, in dem wir uns beständig an einer vorgestellten Norm abarbeiten, selbst als Effekt gouvernementaler Führungstechnologie zu problematisieren. So könnte man beispielsweise fragen, ob nicht Judith Butlers Performanzkonzept mit seinem Imperativ einer permanenten Verschiebung<sup>37</sup> seinerseits als Dispositiv

einer hermeneutischen Selbstkonstitution zu betrachten sei. Denn die Vorstellung vom normativen Regime, dessen rigide Setzungen in ihrer Kontingenz auszuweisen sind, vernachlässigt die Kontingenz des diesem Regime inhärenten Wahrheitsbegriffs und die ihm eigenen Machteffekte.

Wenn es in gewisser Weise schon immer Foucaults Botschaft war, dass sich die Macht nicht dort befindet, wo wir sie erwarten, indem eine ihrer Strategien und sozusagen ihre List darin besteht, unsere Aufmerksamkeit und damit unseren Kampf gegen sie auf eine ihr vorangehende Machtform umzulenken, so scheint mir dies gerade auch für die Frage von Geschlecht von Bedeutung. Wenn, wie Foucault vermutet, das wichtigste Kennzeichen unserer politischen Rationalität darin besteht, dass „die Integration des Individuums in eine Gemeinschaft oder in eine Totalität aus der stetigen Korrelation zwischen einer wachsenden Individualisierung und der Stärkung eben dieser Totalität resultiert“ (1993c, 186), wenn mit anderen Worten gerade das Individuelle machtintegrierend wirkt, so scheint die Kritik an normativen Zuschreibungen, ebenso wie die im Namen der Individualität erhobene Forderung nach unendlicher Pluralisierung, beispielsweise geschlechtlicher Identitäten, in eigentümlicher Weise ins Leere zu greifen. Vielmehr müsste ein an Foucault geschulter Blick dafür sensibilisieren, dass sich Strategien eines *queering gender* heute möglicherweise problemlos mit Sozialtechnologien verschränken, die sich in den Dienst neoliberaler Flexibilisierungsanforderungen stellen.

#### 4. Politische Implikation

Diese letzten Überlegungen zeigen, dass die Feststellung, bei der Aufnahme poststrukturalistischer Ansätze in die amerikanischen *Cultural Studies* seien entscheidende Elemente dieser Theorietradition verloren gegangen, nicht rein akademischer Natur ist, sondern weitreichende politische Implikationen hat. Diese sollen abschließend erörtert werden.

Zunächst ist ein historischer Umstand bemerkenswert: Betrachtet man die Theoriegeschichte vor dem Hintergrund der realen historischen Entwicklung, so springt eine Koinzidenz ins Auge, von der man sich wundern kann, dass sie bisher nicht mehr Aufmerksamkeit auf sich zog: Die Kritik an der Heteronormativität



und in der Folge an der normativen Zweigeschlechtlichkeit, auf die im Zuge des *cultural turn* die gesamte Geschlechtertheorie verpflichtet wurde, taucht zeitgleich auf mit einer großen Liberalisierung, wie sie vermutlich in der Geschichte der westlich-kapitalistischen Gesellschaften einmalig ist: Seit Mitte der 1980er Jahre ist, auch als Reaktion auf die Forderungen der 68er Bewegung, in allen westlich-kapitalistischen Gesellschaften ein enormer sozialer Wandel zu verzeichnen, der ganz zentral auch die Vorstellung überkommener Geschlechterstereotypen betrifft. Es ist nicht nur die Zeit, in welcher Gleichstellungsartikel in die Verfassung aufgenommen und durch Erlasse zu ihrer Umsetzung konkretisiert werden. Es ist auch ein breiter gesellschaftlicher Konsens zu verzeichnen, gemeinsam gegen nunmehr als überkommen empfundene Rollenvorstellungen vorzugehen. Der Staat ist von einem Produzenten konservativer Geschlechterideologien, wie wir sie von den 1950er und 60er Jahren her kennen, zum Propagandeur fortschrittlicher Geschlechterarrangements geworden. Öffentliche Einrichtungen wie Schulen, Universitäten, aber auch der staatliche Verwaltungsapparat und zunehmend sogar die Privatwirtschaft geben sich mit Gleichstellungsbeauftragten die größte Mühe, Geschlechtervorurteile abzubauen; und nichts deutet darauf hin, dass diese Bemühungen nicht ernst gemeint sind. Parallel dazu haben wir in der Theorie die Entwicklung, dass mit dem Paradigma von *gender* eine Konzeption von Geschlecht den Feminismus zu beerben beansprucht, die an seine Stelle und mit dem Anspruch auf dessen Radikalisierung die Kritik an einem Normensystem stellt. Wir haben damit die Situation, dass zeitgleich mit einem enormen Umbruch, ja, einem eigentlichen Paradigmenwechsel in den „Ideologischen Staatsapparaten“ eine Bewegung auftaucht, deren Vorstellung von Radikalität sich in eigentümlicher Weise mit diesem Paradigmenwechsel paart. Wie ist zu verstehen, dass die Klage über normative Einschränkungen zu einer Zeit Hochkonjunktur hat, wo ebendiese Normen gesamtgesellschaftlich gerade im Begriff sind, massiv an Bedeutung zu verlieren?

Diese Frage erhält eine zusätzliche Brisanz, wenn wir einen Blick außerhalb der *Gender Studies* werfen. Nicht zuletzt in Anlehnung an die Schriften Michel Foucaults aber auch anderer Franzosen wie beispielsweise Jacques Donzelots (1991) gibt es hier bereits vielfältige Ansätze, von Subjektivierung zu sprechen, in welchen deren Problematik gerade nicht als die normativer Identitäten

verhandelt wird. Untersuchungen zu sogenannten postfordistischen Subjektivierungsweisen, die nach der Einbindung der Menschen in Machtverhältnisse fragen, wie sie für den Hightech-Kapitalismus erforderlich sind und wie sie im Zuge der neoliberalen Umwälzung der Gesellschaft entstanden, machen, bildlich gesprochen, längst nicht mehr die Norm, sondern die *Norm der Abweichung* (von Osten 2003) zum Ausgangspunkt von Verstehensversuchen. Ihr Gegenstand ist das Leiden der Individuen an neuartigen ‚Praxen der Freiheit‘; sie sprechen vom „Zwang zum souveränen Selbst“ (Rau 2005, 57), ja gar, von der „Müdigkeit, man selbst zu sein“ (Ehrenberg 2001). Neben solchen Zeitdiagnosen, die auf die Fallstricke einer vermeintlich endlosen Möglichkeit zur Diversifizierung des eigenen Selbst fokussieren, nimmt sich die Festschreibungskritik des *gender*-Konzepts, diese Leidenschaft für den „Abbau von Identitätszwängen“ (Bühmann/Wöllmann 2006, 190) merkwürdig altertümlich aus, wirkt ihr Anspruch auf Radikalität in eigentümlicher Weise anachronistisch.

Zu fragen bleibt deshalb, ob das Konzept von *gender* nicht das Geschlechterregime des Fordismus vor Augen hat und dabei übersieht, dass wir längst mit massiven Deregulierungsanforderungen an unser Verhalten konfrontiert sind, denen die Forderung nach einer Flexibilisierung der *gender*-Norm, weit davon entfernt, deren Kritik zu sein, gerade zuarbeitet.<sup>38</sup> Die in Anlehnung an Judith Butler formulierte Kritik an der heterosexuellen Matrix und in der Folge der Normativität der Zweigeschlechterordnung mag für das fordistische System zwar durchaus zutreffend sein. Aber zwischen der staatlichen Geschlechterideologie der 1950er Jahre und der heutigen besteht ein fundamentaler Unterschied.

Dies lässt sich verstehen, wenn man bedenkt, dass die gegenwärtige Entwicklung des Spätkapitalismus gerade nichts mehr anzufangen weiß mit veralteten Vorstellungen von Geschlecht, dass sie neue und andere Anforderungen an die Menschen stellt, in denen sich diese gerade nicht mehr an tradierten Vorstellungen orientieren sollen und in welchen sich normative Geschlechterleitbilder eher als hinderlich erweisen (Kohlmorgen 2004, 273ff). Mit der kanadischen Politologin Janine Brodie müsste man vielmehr davon sprechen, dass sich das gegenwärtige Geschlechterregime durch ein schwer durchschaubares Nebeneinander einer gleichzeitigen „Intensivierung und Erodierung“ der Bedeutung von Geschlecht auszeichnet (2004, 25). Wenn wir heute als



Marktteilnehmer adressiert und (re-)formiert werden, so geht damit gerade die Aufforderung einher, im Namen der Vielfalt von unserem Geschlecht zu abstrahieren. Gleichzeitig jedoch wird im Zuge des Sozialabbaus der Bereich der sozialen Reproduktion mehr oder weniger sich selbst überlassen. Hier wird stillschweigend davon ausgegangen, dass Frauen es sind, die die im Zuge des Sozialabbaus anfallenden Mehrarbeiten für die privaten Haushalte gratis übernehmen. Allerdings wird diese Zuständigkeit nicht mehr normativ vermittelt, denn gleichzeitig werden auch Frauen sehr wohl als geschlechtslose ‚Marktteilnehmer‘ adressiert, die dem Markt unabhängig von ihren reproduktiven Aufgaben zur Verfügung stehen sollen. Brodie spricht deshalb davon, dass der neoliberale Umbau der Gesellschaft einer versteckten Geschlechteragenda folge, die sie als die gleichzeitige „Auslöschung und Neueinsetzung“ von Frauen als dem hauptsächlichen Subjekt sozialstaatlicher Reformen beschreibt (ebd., 20).

Dass das Konzept von *gender* diese Veränderung weder erfassen noch gar reflektieren kann, liegt an der zugrunde liegenden Machtkonzeption. Wenn Macht primär als Normierung und diese wiederum als Identitätsfestschreibung aufgefasst wird, kann Subversion nur in der Einforderung pluraler Identitäten geortet werden. Damit aber wird von Seiten der Kritik als Forderung erhoben, was längst als Anforderung von außen an uns hertritt. Indem es uns glauben macht, wir müssten uns gegen Festschreibungen wehren, lässt uns das Konzept von *gender* genau jene Fähigkeiten erwerben, die es uns erlaubt, die unterschiedlichsten, ja, sich vielleicht gegenseitig auch ausschließende Anforderungen unter einen Hut zu bringen. Im Lichte der Machttheorie des späten Foucault erscheint diese Weise der Problematisierung von Geschlecht selbst als Gegenstand einer politischen Rationalität, das in Aussichtstellen der Gestaltbarkeit des eigenen *genders* als Bestandteil einer neuartigen Form einer „Menschenregierungskunst“ (1992, 10), die die Individuen gerade mithilfe dieses Freiheitsversprechen in die Erfordernisse spätkapitalistischer Produktion und Reproduktion einpasst. Die These vom Geschlecht als sozialem Konstrukt und die damit verbundene Vorstellung von der Verhandelbarkeit des eigenen *genders* scheint damit selbst zu einer „politische Technologie der Individuen“ (1993c) geworden. Wenn es für die 1950er Jahre stimmen mag, dass die Selbsttechnologie das *doing gender* war, mit dem ich mich selbst in patriarchale Verhältnisse einpasste

(Lauretis 1996), so ist es heute das *undoing gender*, das dem nunmehr verschlankten Patriarchat am meisten dient: Die Selbsttechnologie des gegenwärtigen Geschlechterregimes ist gerade nicht mehr die kohärente Performierung des zugewiesenen *genders*, sondern ist das know how, das wir uns erwerben, wenn wir uns gegen Festschreibungen wehren: die Selbsttechnologie ist der zu flexibilisierende *gender*.

Um hier nochmals einen Rückbezug zum Anfang zu machen: Die von Nancy Fraser herausgestellte Koaleszenz, in welcher Forderungen der zweiten Frauenbewegung mit einem fundamentalen Wandel im Nachkriegs-Kapitalismus zusammenfielen, und die zu diesem von Fraser so bezeichneten Phänomen führte, dass der Feminismus im Neoliberalismus seinen unheimlichen Doppelgänger – „a strange shadowy version of itself“ (2009, 114) – fand, müsste vielleicht noch präziser ausgehend von einer Verschiebung auf der Ebene der Theorie erfasst werden. Wenn es denn ein Merkmal neoliberaler Anrufungsweisen ist, im Zuge der Verneinung der gesellschaftlichen Bedingtheit individueller Existenz strukturelle Bedingungen und Restriktionen so zu rahmen, dass sie individuell handhabbar erscheinen, so scheint sich die Passfähigkeit mit der für das *gender*-Paradigma konstitutiven Fokussierung auf Geschlechtsidentitäten zu erklären. Zwar würde das dekonstruktive *gender*-Verständnis, entgegen einem landläufigen Vorwurf, nicht von der beliebigen individuellen Gestaltbarkeit des eignen ‚*genders*‘ ausgehen, indem es gerade dessen gesellschaftliche Bedingtheit betont. Doch bleibt die Gemeinsamkeit in der Verortung der Problematik im Bereich der Identität: Eine zentrale Strategie neoliberaler Subjektivierungsweisen besteht darin, strukturelle, zeit- und allgemeinökonomische Zwänge als Effekt individuellen Verhaltens erscheinen zu lassen und damit gesellschaftliche Konfliktlagen zur Lösung in das Individuum rückzuverlagern. Es ist genau in diesem Punkt, dass das Konzept von *gender* die entscheidende Handreichung bietet, indem es eine historisch entstandene, gesellschaftliche Arbeitsteilung als eine Frage von *gender* – von Geschlechtsidentitäten – verhandelt. Dabei wird eine gesellschaftlich notwendige Arbeit, mit der Frauen aus historischen Gründen identifiziert sind, zunächst als Verhalten undefiniert und hernach als Rollenverhalten diskreditiert. Die Frage nach der gesellschaftlichen Organisation der bisher von Frauen gratis geleisteten Arbeit gerät so erst gar nicht in den Blick. Stattdessen bahnt sich eine Art Verhaltensthera-





pie der Geschlechter an: das Problem wird in verkehrten Rollenerwartungen, Werthaltungen, ja gar Körperhaltungen vermutet, denen mit Aufklärung und Trainings zu begegnen ist. Weil es jedoch Frauen sind, die mit etwas identifiziert sind, das, als Rollenverhalten missverstanden, mit einem anderen Rollenverhalten auch nicht verändert werden kann, sind primär sie es, die mit den Konsequenzen der daraus resultierenden Unmöglichkeit konfrontiert sind. Was an der dekonstruktiven Kritik an Identitätspolitik übersehen wird, ist, dass diese insofern Identitätspolitik bleibt, als sie in ihrer Fixierung auf Essentialismuskritik Politik ausschließlich als Identitätskritik und in der Folge die Kategorien der Gesellschaftstheorie als Identitäten (miss)versteht.<sup>39</sup>

Dies verweist auf eine grundlegende, zu Beginn bereits erwähnte Problematik des *Cultural turn*: Der mit der Kritik an Essentialismen einhergehende Fundierungsanspruch, den man mit Rita Casale als Übergang von einer „Gesellschaftstheorie zu einer politische Epistemologie“ (Casale 2008, 204f) bezeichnen kann, erklärt die Abwehr einer Ontologisierung zum vorrangigen politischen Ziel und weist damit eine wichtige Gemeinsamkeit mit einer Denkfigur des Liberalismus auf: Das Recht auf Differenz wird über kollektive Interessen gestellt, oder noch präziser formuliert wird in Abwandlung von Benthams Diktum, dass das Interesse der Gesellschaft dann am besten gewahrt sei, wenn jedes seiner Mitglieder seine Eigeninteressen verfolge, postuliert, dass die Differenz aller auch dem Kollektiv am meisten diene. Dies einmal gesetzt scheint die Kritik an Bedeutungsfestschreibungen wichtiger als die Artikulation kollektiver Betroffenheitslagen, die notwendig nicht ohne solche, wenn auch kaum ontologisch begründete, Festschreibungen auskommen kann. Dieses Primat einer De-Ontologisierung führt aber zu dem, was auch als „Queerer Liberalismus“ bezeichnet wurde<sup>40</sup>: Was hier aufscheint, ist dieses dem liberalen Gedankengut eigentümliche Recht auf Andersheit, das sich gleichwohl infolge der strikten Abstinenz hinsichtlich kollektiver Forderungen nicht um die materiellen Bedingungen der Verwirklichung dieser Andersheit kümmert.

Doch geht mit diesem Phänomen eines queeren Liberalismus noch ein weiterer Aspekt einher: Wenn Foucault uns für das ambivalente Phänomen einer Macht, die über die Ausübung von Freiheit operiert, sensibilisieren wollte, so verweist diese im Namen der Freiheit geführte Auflehnung gegen Einschränkungen

auf eine gewisse Paradoxie. Denn es ist die Freiheit selbst, die nun ein repressives Antlitz erhält, indem sie, weit davon entfernt, uns etwas vorzuenthalten, uns vor die Auswahl vermeintlich unendlicher Möglichkeiten stellt. Doch bedeutet diese Omnipräsenz der Möglichkeiten gleichzeitig eine Potenzierung der Unmöglichkeit. Die in Ljubljana lehrende Slovenische Philosophin Alenca Zupancic spricht in diesem Zusammenhang von einem brisanten, für den Kapitalismus konstitutiven Nebeneinander einer fortwährenden Produktion immer neuer Differenzen, die gleichzeitig laufend an Bedeutung verlieren. Die kapitalistische Produktion sei, so Zupancic, eine gigantische Produktion von Andersheit, die in ihr gleichzeitig in Wert gesetzt und damit in ihrer Andersheit wieder neutralisiert werde (2006, 174f). Kapitalismus ist so der wichtigste Förderer von Differenzen, aber er ist gleichzeitig auch jener Mechanismus, der ebendiese Differenzen marktförmig aufhebt und ausgleicht. Dies mag seine Vorliebe für den Liberalismus erklären: warum der Kapitalismus zum größten Fürsprecher aller möglichen freiheitlichen Rechte und hier insbesondere des Rechts auf Andersheit geworden ist; und warum er im selben Zug der größte Deaktivator eines tatsächlich befreienden oder subversiven Potentials ebendieser Differenzen ist.<sup>41</sup>

Genau dies scheint sich in der neuesten Entwicklung innerhalb der *gender*-Theorie zu bestätigen: Es wurde oft wiederholt, dass die Konzeption von *gender* als Identität diese Kategorie öffne für deren Kreuzung mit anderen Differenzkategorien, das heißt, für die Wahrnehmung der multiplen Position eines jeden Individuums, und dass das deren eigentlicher Vorzug sei (Kerner 2007, 13). Dieser Standpunkt wird heute im wesentlichen durch die Debatte um Intersektionalität wiedergegeben. Dieses Primat der Diversität birgt jedoch nicht nur die Gefahr einer „Entnennung gesellschaftlicher Widersprüche“ (Annuß, 515) in sich, sondern führt in deren Verlagerung auf Identitätskritik in der Tendenz zu einer Dethematisierung der strukturellen Bedingtheit von Ungleichheitslagen und damit zu einer Entnennung nach wie vor bestehender kollektiver Involviertheiten (Pühl 2004, 40).

Abschließend lässt sich deshalb sagen, dass die ausschließliche Fokussierung auf das, was als die Gefahr einer Ontologisierung wahrgenommen wird, etwas anderem im Wege steht: Das ‚Verbot‘ der Artikulation eines Kollektivs auf Seiten der Frauen verhindert, die



grundlegende Bedeutung asymmetrischer Geschlechterverhältnisse für die kapitalistische Akkumulation zu thematisieren. Die für diese Thematisierung notwendige Artikulation eines Kollektivs ist im Rahmen des Projekts der Kritik der Zweigeschlechtlichkeit nicht möglich, ja, die beiden Anliegen schließen sich gegenseitig aus. Doch darüber hinaus scheint sich die Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit mit dem Projekt einer De-thematisierung von Geschlecht bestens zu vertragen, wie es das neoliberale Geschlechterregime leitet. Um es paradox zu formulieren: Es ist heute vermutlich gerade die De-thematisierung von Geschlecht, die die Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern erneut befördern wird, weil die damit einhergehende Unmöglichkeit, eine kollektive Betroffenheit zu artikulieren, diese nur noch als individuelle Lage verstehbar erscheinen lässt.<sup>42</sup>

Die im Zuge des dekonstruktivistischen *gender*-Verständnisses entstandene Intersektionalitäts-Debatte müsste sich dazu verhalten, dass sie zeitgleich auftaucht mit einer der neoliberal-konservativen Strömung zuzurechnenden Bewegung, die die Existenz gesellschaftlicher Kollektive, und das heißt damit auch: die strukturelle Bedingtheit individueller Positionierungen überhaupt negiert. Nimmt man den Anspruch der Intersektionalität ernst, wird die Artikulation genau einer solch strukturellen Bedingtheit unmöglich.

## 5. Schluss: Zweifelhafte Fortschrittserzählung

Der dem *gender*-Paradigma eigenen Fortschrittserzählung, wonach es sich hierbei um eine theoretische Weiterentwicklung und Radikalisierung der feministischen Theorie der 1980er Jahre resp. der Frauenbewegung handle, ist demnach sehr grundsätzlich zu widersprechen. Dieses Paradigma stellt vielmehr eine politische und theoretische Verschiebung grundlegender Prämissen dar, die gegenüber der Theoriebildung der 1980er Jahre gravierende Nachteile aufweist. Als hauptsächliche Verschiebung ist hier insbesondere der stillschweigende Austausch der Diagnose einer grundsätzlich (männlichen) Eingeschlechtlichkeit unserer Kultur durch die Kritik an der Zweigeschlechtlichkeit zu nennen. Anstatt hier von einer Weiterentwicklung zu sprechen, wäre es fruchtbarer zu fragen, wie sich diese beiden Diagnosen zueinander verhalten.

## 6. Fragen

1. Was sind die genannten Argumente und aus welcher theoretischen Schule kommen sie, die die Kategorie ‚Frauen‘ für problematisch zu erklären?
2. Was sind die im Text genannten Probleme dieser Kritik, theoretisch und politisch-praktisch?
3. Was finden Sie selbst? Stellen Sie sich vor, Sie wären eine parlamentarische Kommission, die über diese Frage zu beraten hätte: Bilden sie zwei Gruppen, die je die beiden Standpunkte vertreten und debattieren Sie miteinander.
4. Lesen Sie das Gender-Manifest (siehe Literaturverzeichnis) und diskutieren Sie es unter den im Text genannten Kritikpunkten.
5. Rekonstruieren Sie die im Text formulierte Kritik an der Konzeption von Geschlecht als Identität. Worin unterscheidet sich der an der französischen Psychoanalyse orientierte Subjektbegriff, und worin unterscheidet sich Foucaults Subjekt des Begehrens von diesem Begriff von Identität?

## 7. Links

<http://www.lacan.com/lacan1.htm>

## 8. Literatur

Adams, Parveen / Cowie, Elizabeth (eds), 1990: The Women in Question: m/f. Cambridge/Massachusetts

Adkins, Lisa / Lury, Celia, 1999: The labour of identity: performing identities, performing economies. In: *Economy and Society*, vol. 28, no. 4, 598-614

Annuß: Evelyn, 1996: Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom. In: *Das Argument* 216, Jg. 38, Heft 4, 505-524

Althusser, Louis, / Balibar, Etienne, 1972: Das Kapital lesen, Bd. I+II. Reinbek bei Hamburg

Althusser, Louis, 1977: Ideologie und ideologische Staatsapparate. In: Ders.: *Ideologie und ideologische Staatsapparate*. Hamburg/Westberlin, 108-168

Barnard, Suzanne / Fink, Bruce (eds), 2002: Reading



Seminar XX: Lacan's Major Work on Love, Knowledge, and Feminine Sexuality. New York

Becker-Schmidt, Regina, 2000: Feministische Debatten zur Subjektkonstitution. In: Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Feministische Theorie zur Einführung. Hamburg, 124-147

Benhabib, Seyla / Butler, Judith / Cornell, Drucilla / Fraser, Nancy, 1993: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/M.

Boltansky, Luc / Chapello, Ève, 2003: Der Neue Geist des Kapitalismus. Konstanz

Braidotti, Rosi with Judith Butler (Interview), 1994: Feminism By Any Other Name. In: differences: A Journal of Feminist Cultural Studies, vol. 6, no. 2+3, 27-61

Braidotti, Rosi, 2002: Metamorphoses. Towards a Materialist Theory of Becoming. Cambridge

Breger, Claudia, 2005: Identität. In: Braun, Christina von / Stephan, Inge (Hg.): Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorie. Köln/Weimar/Wien, 47-65

Brennan, Teresa (ed.), 1989: Between Feminism and Psychoanalysis. London

Brennan, Teresa, 1989a: Introduction. In: Dies. (ed.): Between Feminism and Psychoanalysis. London, 1-23

Brodie, Janine, 1994: Shifting the boundaries: Gender and the politics of restructuring. In: Bakker, Isabella (ed.): The strategic Silence. Gender and the economic policy. London, 46-60

Brodie, Janine, 2004: Die Re-Formierung des Geschlechterverhältnisses. Neoliberalismus und die Regulierung des Sozialen. In: Widerspruch 46, Jg. 24, Nr. 1, 19-32

Bührmann, Andrea D./Wöllmann, Torsten, 2006: Geschlechterforschung = Frauenforschung + Männerforschung? Anmerkungen zur Normalisierung der Kategorie Geschlecht. In: Aulenbacher, Brigitte et. al. (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of

Art. Münster: Westfälisches Dampfboot, 180-193

Butler, Judith, 1991: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.

Butler, Judith, 1992: Gender. In: Wright, Elizabeth (ed.): Feminism and Psychoanalysis. A critical Dictionary. Cambridge/Massachusetts, 140-145

Butler, Judith, 1993: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In: Benhabib, Seyla / Butler, Judith / Cornell, Drucilla / Fraser, Nancy: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/M, 31-58

Butler, Judith, 1997: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen von Geschlecht. Frankfurt/M.

Butler, Judith, 2001a: Antigones Verlangen. Verwandtschaft zwischen Leben und Tod. Frankfurt/M.

Butler, Judith, 2001b: Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/M.

Butler, Judith, 2009: Die Macht der Geschlechternormen. Frankfurt/M.

Buchmayr, Maria (Hg.), 2008: Alles Gender? Feministische Standortbestimmungen. Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Johannes Kepler Universität Linz, Band 8, Innsbruck-Wien-Bozen, (Studienverlag), 65-81

Bührmann, Andrea D. / Wöllmann, Torsten, 2006: Geschlechterforschung = Frauenforschung + Männerforschung? Anmerkungen zur Normalisierung der Kategorie Geschlecht. In: Aulenbacher, Brigitte u.a. (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of Art. Münster, S. 180-193

Casale, Rita, 2008: Die Vierzigjährigen entdecken den Feminismus. Anmerkungen zur Epistemologisierung politischer Theorie. In: Feministische Studien Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung. Jg. 26, Nr. 2, 197-207

Casale, Rita / Rendtorff, Barbara, 2008 (Hg.): Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld



Cheah, Pheng / Grosz, Elizabeth, 1998: The Future of Sexual Difference. An Interview with Judith Butler and Drucilla Cornell. In: *diacritics* (Irigaray and the Political Future of Sexual Difference), vol. 28, no. 1, 19-42

Chorus, Silke, 2007: Who Cares? Kapitalismus, Geschlechterverhältnisse und Frauenarbeit. Regulations-theoretische Sehkorrekturen. In: *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung*, Jg. 25, Nr. 2, 202- 216

Copjec, Joan, 1989: Cutting up. In: Brennan, Teresa (ed.): *Between Feminism and Psychoanalysis*. London, 227-246

Copjec, Joan, 1990: m/f, or Not Reconciled. In: Adams, Parveen / Cowie, Elizabeth (eds): *The Women in Question. m/f*. Cambridge, 10-18

Copjec, Joan, 2004: Lies mein Begehren. Lacan gegen die Historisten. München

Copjec, Joan, 2004a: Das Geschlecht und die Euthanasie der Vernunft. In: *Lies mein Begehren. Lacan gegen die Historisten*. München, 233-268

Creydt, Meinhard, 1993: Ästhetisierung und Ideologie. In: Ganßmann, Heiner / Krüger, Stephan (Hg.): *Produktion Klassentheorie. Festschrift für Sebastian Herkommer*. Hamburg, 181-192

Dietze, Gabriele, 2006: Schnittpunkte. Gender Studies und Hermaphroditismus. In: Dietze, Gabriele / Hark, Sabine (Hg.): *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*. Königstein/T., 46-68

Dominijanni, Ida, 2008: Matrix der Differenz. Zum Unterschied zwischen *gender* und *sexueller Differenz*. In: Casale, Rita / Rendtorff, Barbara (Hg.): *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*. Bielefeld, 139-168

Donzelot, Jacques, 1991: Plesure in work. In: Burchell, Graham / Gordon, Colin / Miller, Peter, 1991: *The Foucault Effect. Studies in Gouvernmentality. With Two Lectures by and an Interview with Michel Foucault*. Chicago, 251-280

Ehrenberg, Alain (2000): Depression. Die Müdigkeit

man selbst zu sein. In: Hegemann, Carl (Hg.): *Endstation Sucht. Kapitalismus und Depression I*. Berlin, 103-139.

Engel, Antke, 2002: *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt/M./New York

Engel, Antke, 2009a: *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus*. Bielefeld

Engel Antke, 2009b: *Ökonoqueer: Sexualität und Ökonomie im Neoliberalismus*. In: *AG Queer Studies* (Hg.): *Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen*. Hamburg, 101-119

Foucault, Michel, 1977: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/M.

Foucault, Michel, 1984a: *Sexualität und Einsamkeit*. In: Ders.: *Von der Freundschaft. Michel Foucault im Gespräch*. Berlin, 25-54

Foucault, Michel, 1987: *Das Subjekt und die Macht*. In: Dreyfus, Hubert L. / Rabinow, Paul: *Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Frankfurt/M., 241-261

Foucault, Michel, 1992: *Was ist Kritik*. Berlin

Foucault, Michel, 1993a: *About the Beginning of the Hermeneutics of the Self. Two Lectures at Dartmouth*. In: *Political Theory*, vol. 21, no. 2, 198-227

Foucault, Michel, 1993b: *Technologien des Selbst*. In: Martin, Luther H. / Gutman, Huck / Hutton, Patrick H. (Hg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt/M., 24-62

Foucault, Michel, 1993c: *Die politische Technologie der Individuen*. In: Martin, Luther H. / Gutman, Huck / Hutton, Patrick H. (Hg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt/M., 168-187

Foucault, Michel, 1994a: *Les mailles du pouvoir*. In: Ders.: *Dits et écrits IV (1980-1988)*. Paris: Gallimard, S. 182-201.



Foucault, Michel, 1994b: Du Gouvernement des vivants. In: Ders.: Dits et écrits IV (1980-1988). Paris: Gallimard, S. 125-129.

Foucault, Michel, 1999: In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76). Frankfurt/M.

Foucault, Michel, 2001: L'Herméneutique du sujet. Cours au Collège de France. 1981-1982. Paris

Foucault, Michel, 2003: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III (1976-1979). Frankfurt/M.

Foucault, Michel, 2004a: Geschichte der Gouvernementalität, Band I: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt/M.

Foucault, Michel, 2004b: Geschichte der Gouvernementalität, Band II: Die Geburt der Biopolitik. Frankfurt/M.

Fraser, Nancy, 2009: Feminism, capitalism and the cunning of history. In: New Left Review 56, March-April, 97-117

Fraser, Nancy, 2005: Frauen, denkt ökonomisch! In: die tageszeitung, 7. April

Frey Steffen, Therese / Rosenthal, Caroline / Väh, Anke (Hg.), 2004: Einleitung. In: Dies.: Gender Studie. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik. Würzburg, 9-17

Gender-Manifest, 2006: Plädoyer für eine kritisch reflektierende Praxis in der genderorientierten Bildung und Beratung. Hrsg. vom genderbüro Berlin ([www.gender.de](http://www.gender.de)) und dem GenderForum Berlin ([www.gender-forum-berlin.de](http://www.gender-forum-berlin.de)). Berlin

Griesser, Markus / Ludwig, Gundula, 2008: ‚Endlose Transaktionen‘. Eine hegemonietheoretische Aneignung Foucaults. Und deren Nutzen für die feministische Staatstheorie. In: Prokla 151, Jg. 28, Nr. 2, 271-288

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación, 2001: Vergesellschaftung revisited?! Das konkave Glas der Konstitution und Konstruktion. Strategien der Dekonstruktion und postkoloniale Kritik im institutionellen Feminis-

mus. In: Hornung, Ursula / Gümen, Sedef / Weilandt, Sabine (Hg.): Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktion der Geschlechterordnung. Münster, 135-151.

Hall, Stuart, 2004a: Bedeutung, Repräsentation, Ideologie. Althusser und die poststrukturalistische Debatte. In: Ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften, Band 4. Hamburg, 34-65

Hall, Stuart, 2004b: Wer braucht »Identität«? In: Ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften, Band 4. Hamburg, 67-187

Haug, Frigga, 2001: Zur Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: Das Argument 243, Jg. 43, Heft 6, 761-787

Haug, Frigga, 2009: Feministische Initiative zurückgewinnen – eine Diskussion mit Nancy Fraser. In: Argument 281, Jg. 51, Heft 3, 393-408

Hauser, Kornelia, 1996: Die Kategorie Gender in soziologischer Perspektive. Beitrag zur Wiedergewinnung und Weiterentwicklung gesellschaftsverändernder Dimensionen kritischer Theorie. In: Das Argument 216, Jg. 38, Heft 4, 493-504

Hennessy, Rosemary, 1996: Lesbisches Begehren im Spätkapitalismus: Queer – Klasse – Handlung. In: Das Argument 216, Jg. 38, Heft 4, 539-550

Hennessy, Rosemary, 2000: Profit and Pleasure. Sexual identities in Late Capitalism. New York/London

Hof, Renate, 2005: Einleitung: Geschlechterverhältnis und Geschlechterforschung – Kontroversen und Perspektiven. In: Bussmann, Hadumod / Hof, Renate: Genus. Geschlechterforschung / Gender Studies in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Stuttgart, 3-41

Irigaray, Luce, 1992: J'aime à toi. Esquisse d'une félicité dans l'histoire. Paris

Irigaray, Luce, 1991a (franz. Orig. 1984): Ethik der sexuellen Differenz. Frankfurt/M.

Jamson, Frederic, 1986: Postmoderne – zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: Huysen, Andreas /

Scherpe, Klaus (Hg.): Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels. Reinbek bei Hamburg, 45-102

Kerner, Ina, 2007: Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. Perspektiven für einen neuen Feminismus. In: Gender Politik Online. Juli 2007

Kessler, Suzanne / McKenna, Wendy, 1978: Gender. An Ethnological Approach. Chicago/London

Knapp, Gudrun-Axeli, 2000: Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. In: Becker-Schmidt, Regina / Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Feministische Theorie zur Einführung. Hamburg, 63-102

Kohlmorgen, Lars, 2004: Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus. Münster

Krüger, Helga, 2001: Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Gudrun-Axeli Knapp / Angelika Wetterer (Hg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Münster: Westfälisches Dampfboot, 63-90.

Krüger, Helga, 2007: Geschlechterungleichheit verstimmt: Institutionalisierte Ungleichheit in den Verhältnissen gesellschaftlicher Reproduktion. In: Klinger, Cornelia / Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/M., 178-192

Lacan, Jacques, 1986: Encore. Das Seminar. Buch XX (1972-1973). Weinheim/Berlin

Lacan, Jacques, 1991a: Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewussten. In: Schriften II. Weinheim/Berlin, 165-204

Lacan, Jacques, 1991: Die Bedeutung des Phallus. In: Schriften II. Weinheim/Berlin, 119-132

Laclau, Ernesto / Mouffe, Chantal, 1991: Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien

Lauretis, Teresa de, 1996: Die Technologie des Geschlechts. In: Scheich, Elvira (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesell-

schaftstheorie. Hamburg, 57-93

Lemke, Thomas, 1997: Eine Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität. Berlin/Hamburg

Lemke, Thomas, et al., 2000: Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (Hg.): Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt/M., 7-40

Lemke, Thomas, 2003: Andere Affirmationen. Gesellschaftsanalyse und Kritik im Postfordismus. In: Honneth, Axel / Saar, Martin (Hg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption. Frankfurt/M., 259-274

Ludwig, Gundula, 2006: Zwischen ‚Unternehmerin ihrer selbst‘ und fürsorgender Weiblichkeit. Regierungstechniken und weibliche Subjektkonstruktionen im Neoliberalismus. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 68, Jg. 29, S. 49-60

Money, John / Hampson, John G., 1955: An examination of Some Basic Sexual Concepts. The Evidence of Human Hermaphroditism. In: Bulletin of John Hopkins Hospital 97, 1955, 301-319

Maihofer, Andrea, 2002: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung: ein Schritt zurück? In: Brüchert, Oliver / Resch, Christine (Hg.): Zwischen Herrschaft und Befreiung. Politische, kulturelle und wissenschaftliche Strategien. Münster, 99-110

Maihofer, Andrea, 2003a: Geschlecht. In: Haug, Frigga (Hg.): Historisches Wörterbuch des Feminismus. Hamburg, 423-435

Maihofer, Andrea, 2003b: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung. In: Widerspruch 44, 135-145

Maihofer, Andrea, 2006: Von der Frauen- zur Geschlechterforschung – Ein bedeutsamer Perspektivenwechsel nebst aktuellen Herausforderungen an die Geschlechterforschung. In: Aulenbacher, Brigitte u.a. (Hg.): FrauenMännerGeschlechterforschung. State of Art. Münster



Metzler Lexikon: Kroll, Renate (Hg.), 2002: Gender Studies / Geschlechterforschung. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar

Mo nik, Rastko, 1993: Ideology and Fantasy. In: Kaplan, E. Ann / Sprinker, Michael (eds.): The Althusserian Legacy. London/New York, 139-156

Nicholson, Linda, 1994 (engl. Orig. 1994): Was heisst „gender“. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt (Hg. Katharina Pühl): Geschlechterverhältnisse und Politik. Frankfurt/M., 188-220

Nowak, Jörg, 2009: Geschlechterpolitik und Klassenherrschaft. Eine Integration marxistischer und feministischer Staatstheorien. Münster

Ortner, Rosemarie, 2007: Der Homo oeconomicus feministisch gebildet? Eine neoliberale Herausforderung für das Subjektverständnis feministischer Bildungstheorie. In: Borst, Eva / Casale, Rita (Hg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Ökonomien der Geschlechter. Opladen/Farmington Hills

Osten, Marion von (2003): Norm der Abweichung. Zürich/Wien/New York: Edition, Volmer/Springer.

Pühl, Katharina, 2003: Geschlechterpolitik im Neoliberalismus. In: Widerspruch 44, Jg. 32, Heft 1, 61-72

Pühl, Katharina, 2004: Neoliberale Paradoxien? Geschlechtsspezifische Veränderungen durch sozialpolitische Reregulierungen als Herausforderung feministischer Theorie. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 22, Heft 2+3, 40-50

Pühl, Katharina / Schulz, Susanne, 2001: Gouvernamentalität und Geschlecht – Über das Paradox der Festschreibung und Flexibilisierung der Geschlechterverhältnisse. In: Hess, Sabine / Lenz, Ramona (Hg.): Geschlecht und Globalisierung. Ein kulturwissenschaftlicher Streifzug durch transnationale Räume. Königstein/T., 102-127

Pühl, Katharina / Paulitz, Tanja / Marx, Daniela / Helduser, Urte, 2004: Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis – zur Einführung. In: Helduser, Urte

/ Marx, Daniela / Pühl, Katharina (Hg.): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt/M./New York, 11-30

Rau, Alexandra, 2005: Psychopolitik als Regierungsweise. Zur Subjektivierung von Arbeit. In: Widerspruch 49, Jg. 25, Nr. 2, 49-60

Rich, Adrienne, 1989: Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz. In: List, Elisabeth / Studer, Herlinde (Hg.): Feminismus und Kritik. Frankfurt, 244-278

Riley, Denise, 1996 (1987): Does a Sex Have a History? In: Scott, Joan W. (Hg.): Feminism & History. Oxford/New York, 17-33

Röttger, Kati / Paul, Heike, 1999: Einleitung. In: Röttger, Kati / Paul, Heike (Hg.): Differenzen in der Geschlechterdifferenz. Aktuelle Perspektiven der Geschlechterforschung. Berlin, 11-26

Segal, Lynne, 2009: Erneuerung des Feminismus. In: Argument 281, Jg. 51, Heft 3, 420-429

Scott, Joan W., 1988: Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: Dies.: Gender and the Politics of History. New York, 28-50 (dt.: Scott, Joan W., 1994: Gender: eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, Nancy (Hg.): Selbst Bewusst. Frauen in den USA. Leipzig, 27-75)

Scott, Joan W., 2001: Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Honegger, Claudia / Arni, Caroline (Hg.): Gender. Die Tücken einer Kategorie. Zürich, 39-64

Shepherdson, Charles, 1994: The Role of Gender and the Imperative of Sex. In: Copjec, Joan (ed.): Supposing the Subject. London/New York, 158-184

Soiland, Tove, 2004: Was sind sexuierte Positionen? Anmerkungen zu Judith Butlers Lacan-Rezeption. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 22, Heft 1, 3-18

Soiland, Tove, 2008: Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. „Intersectionality“ oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: Que-



relles-Net Nr. 26; <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/694/702>

Soiland, Tove, 2010: Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten. Wien/Berlin

Stephan, Inge, 2000: Gender, Geschlecht und Theorie. In: Braun, Christina von / Stephan, Inge (Hg.): Gender Studies. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar, 58-96

Stoller, Robert, 1968: Sex and Gender. On the Development of Masculinity and Femininity. London

Waniek, Eva / Stoller, Silvia (Hg.), 2001: Verhandlungen des Geschlechts. Zur Konstruktivismusdebatte in der Gender-Theorie. Wien

West, Candace / Zimmermann, Don H., 1987: Doing Gender. In: Gender and Society, vol 1, no. 2, 125-155

Young, Iris, Marion, 1995: Gender as seriality: thinking about women as a social collective. In: Nicholson, Linda / Seidmann, Steven: Social postmodernism. Beyond identity politics. Cambridge, 187-215

Žižek, Slavoj, 2001: Die Tücken des Subjekts. Frankfurt/M.

Žižek, Slavoj, 2002: The Real of Sexual Difference. In: Barnard, Suzanne / Fink, Bruce (eds): Reading Seminar XX: Lacan's Major Work on Love, Knowledge, and Feminine Sexuality. New York, 57-75

Zupan i , Alenka, 2006: When Surplus Enjoyment Meets Surplus Value. In: Clemens, Justin / Grigg, Russell (eds.): Jacques Lacan and the Other Side of Psychoanalysis. Reflections on Seminar XVII. Durham/London, 155-178

## 9. Über die Autorin

Tove Soiland studierte Geschichte, Philosophie und Germanistik in Zürich. Zwischen 2001 und 2008 arbeitete sie im Rahmen eines Forschungskredits der Universität Zürich an ihrer Promotion „Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im

Streit zwischen Lacan und den Historisten“. Im Wintersemester 2008/09 war sie Fellow in residence des Kollegs Friedrich Nietzsche der Klassik Stiftung Weimar in Weimar. Seit 2004 hat sie Lehraufträge an den Universitäten Salzburg, Zürich, Hannover und Innsbruck inne. Daneben führt sie an verschiedenen Bildungsinstitutionen Seminare für Frauen in feministischer und politische Theorie durch, seit 2007 regelmäßig bei der Gewerkschaft Verband öffentlicher Dienste in Zürich. 2003 initiierte sie den „Gender-Streit“, eine Kontroverse um die theoretischen Grundlagen des *gender*-Begriffs. Sie publiziert regelmäßig zu Fragen der feministischen Theorie und war Mitorganisatorin mehrerer Tagungen. Seit 2004 ist sie Redaktionsmitglied der Zeitschrift „Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik“. 2009 schrieb sie für das Stadttheater Bern die szenische Lesung „Nehmen Sie Ihr Gender selbst in die Hand, Madam!“. Arbeitsschwerpunkte: Französischer Poststrukturalismus, französische Psychoanalyse, Marxismus, Geschichte und Entwicklung der feministische Theorie, Vergleich der beiden Paradigmen von *gender* und sexueller Differenz, Geschlechterverhältnisse im Postfordismus.

Kontakt:

Tove Soiland

Rothstrasse 9

8057 Zürich

[tove.soiland@bluewin.ch](mailto:tove.soiland@bluewin.ch)

## 10. Andere Veröffentlichungen der Autorin

2003a: Irigaray mit Marx lesen. Eine Rehabilitierung des Denkens der sexuellen Differenz. In: Widerspruch Nr. 44, Jg. 23/1. Halbjahr, S. 159-172

2003b: Dekonstruktion als Selbstzweck? Ein Aufruf zur theoretischen Reflexion. In: Forum Wissenschaft, Nr. 3, Jg. 20, S. 37-40

2004a: „Gender“. In: Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 97-104

2004b: Was sind sexuierte Positionen? Anmerkungen zu Judith Butlers Lacan-Rezeption. In: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien, Jg. 22, Heft 1, 3-18





2005a: Kritische Anmerkungen zum Machtbegriff in der Gender-Theorie auf dem Hintergrund von Michel Foucaults Gouvernementalitätsanalyse. In: Widersprüche Heft 95, Jg. 25, S. 7-25 (bei den in dieser Nummer versammelten Beiträgen handelt es sich um Repliken auf diesen Artikel)

2005b: Die Privatisierung des Geschlechts. In: Die Wochenzeitung Nr. 18, Jg. 24

2005c: Geschlechterverhältnisse und neoliberale Gouvernementalität. In: attac (Hg.): Reader der ersten Sommerakademie von attac Schweiz vom 10.-12. September 2004 in Vernamiège (VS), S. 17-21.

2008a: Gender: Kritik oder Bestandteil des neoliberalen Geschlechterregimes? In: Krondorfer, Birge / Wischer, Miriam / Strutzmann, Andrea (Hg.): Frauen und Politik. Nachrichten aus Demokratien. Wien (Promedia), S. 174-183

2008b: Alles Kultur oder was? Oder warum es sich für eine Feministin immer noch lohnt, Marx zu lesen. In: Die Wochenzeitung Nr. 11, Jg. 27 (Übersetzt in der polnischen Ausgabe von Le Monde diplomatique, Nr. 6, Jg. 28, Wiederabdruck in analyse & kritik, Nr. 528, Jg. 38)

2008c: Was heißt Konstruktion? Über den stillschweigenden Bedeutungswandel eines zentralen Paradigmas der Geschlechtertheorie. In: Buchmayr, Maria (Hg.): Alles Gender? Feministische Standortbestimmungen. Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, Johannes Kepler Universität Linz, Band 8, Innsbruck-Wien-Bozen, (Studienverlag), S. 65-81

2008d: Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen. ‚Intersectionality‘ oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie. In: Querelles-Net Nr. 26; <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/694/702>

2009a: Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik. In: Andresen, Sünne / Koreuber, Mechthild / Lüdke, Dorothea (Hg.): Gender und Diversity: Albtraum oder Traumpaar? Wiesbaden (VS Verlag für Sozialwissenschaften), S. 35-52

2009b: Gender oder von der Passförmigkeit des Subversiven. In: Das Argument 281 (Elemente eines neuen linken Feminismus), Jg. 51, Heft 3, 409-419

2009c: Gender Politics: Behaviour therapy for the two sexes or a structural critique of economic relations? In: Kirsch-Auwärter, Edit et. al. (eds.): GenderChange in Academia, Göttingen (im Erscheinen)

2010: Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten. Wien/Berlin

## 11. Endnoten

So formuliert bspw. Scott (2001) schwerwiegende Zweifel an der politischen Tauglichkeit dieses Konzept, dem sie mit ihrem berühmten Aufsatz (1988) doch massgeblich mit zum Durchbruch verholfen hat.

2 Mit Kritischer Theorie wird die für den westlichen Marxismus wichtige Ausrichtung der Frankfurter Schule bezeichnet.

3 Für die Geschlechterdebatte ist diese Auseinandersetzung dokumentiert in Benhabib et al. (1993). Ich werde weiter unten argumentieren, dass diese anti-marxistische Stossrichtung nicht auf den Poststrukturalismus selbst, sondern in erster Linie auf dessen spezifische Rezeption durch die *Cultural Studies* zurückzuführen ist.

4 Es ist wichtig zu betonen, dass es neben diesem Verständnis im Englischsprachigen auch ganz andere Verwendungsweisen des Begriffs *gender* gibt, die aber den Weg über den Atlantik bisher nicht gefunden haben. So meint *gender* in internationalen Frauennetzwerken oft einfach Geschlechterverhältnisse und ist damit sehr viel näher an einer marxistischen Tradition, wie sie im deutschsprachigen Raum durch Frigga Haug (2001) wiedergegeben wird.

5 Hennessy 2000, 82; mit Historischem Materialismus ist die Geschichtsauffassung des Marxismus gemeint.

6 Es ist das Argument, „that because all social practices are meaningful practices, they are all fundamentally cultural.“ Zit. nach Hennessy 2000, 83, vgl. auch ebd., 61/88; vgl. zu Laclau/Mouffe (1991) auch eine ähnliche Kritik bei Annuß (1996, 511).

7 Hennessey (1996), Pühl (2003+2004), Pühl/Schulz (2001), Pühl (2004, 9), Hennessey (2000, 71/107-110); Annuß (1996, 510f/513), Adkins/Lury (1999), Ortner (2007, 36f), Ludwig (2006).



8 Fraser 2009, 107ff; und zur These, dass die 2. Frauenbewegung seine Kritik an einen Wohlfahrtsstaat richte, der aus kapitalismus-internen Gründen bereits an sein Ende gelangt sei, Brodie (1994) und jüngst Nowak (2009, 170ff).

9 So spricht Fraser von „constrains (...) that do not take the form of personalized subjection, but arise from structural or systemic processes in which the actions of many people are abstractly or impersonally mediated.“ (Fraser 2009, 115) Ähnlich argumentieren auch Krüger 2007, 179; Hennessy 2000, 88 und Annuß 1996, 509.

10 Segal (2009, 424) stellt eine solche Entwicklung auch für die USA fest.

11 Vgl. dazu das *Gender-Manifest*; ähnlich auch Maihofer (2003b, 141): „Lag vorher der Fokus vor allem auf ‚Frauen‘, ‚Männer‘ oder deren ‚Verhältnis‘, geht es jetzt – gleichsam einen Schritt davor – um eine grundlegende Infragestellung von Geschlecht: Warum überhaupt Geschlecht? Wie wird es immer wieder gesellschaftlich-kulturell hergestellt.“ Ähnlich auch bei Hof (2005, 30f/9f, 23-25), Breger (200), Pühl et. al. (2004) Maihofer (2002, 107), Röttger/Paul (1999, 13f), Lauretis (1996), Nicolson (1994).

12 Der Ansatz der sexuellen Differenz kann hier nicht dargestellt werden, vgl. dazu auswahlweise Irigaray (1991+1992) und Soiland (2010). Zu einem Vergleich der beiden Paradigmen von *gender* und sexueller Differenz vgl. Dominijanni (2008), Braidotti/Butler (1994), Cheah/Grosz (1998), Braidotti (2002, 11-64).

13 Vor Butler hat z.B. Adrienne Rich (1989) von der Zwangsheterosexualität gesprochen, ohne diese mit einer Kritik der Zweigeschlechtlichkeit zu verbinden.

14 Stoller (1968). Dem amerikanischen und in Berkeley lehrenden Sexologen John Money gebührt das zweifelhafte Verdienst, die Praxis der operativen Geschlechtszuweisung bei intersexuell geborenen Menschen erfunden zu haben, eine Praxis, die heute von Betroffenen selbst gerichtlich verfolgt wird, da sie eine Menschenrechtsverletzung darstellt. Money vertrat dabei die Auffassung, dass das „Erziehungsgeschlecht“, das er in der Folge *gender* nannte, unabhängig vom angeborenen biologischen Geschlecht ist (vgl. Money/Hampson 1955). Vgl. zu einer Kritik am unreflektierten Umgang mit der Geschichte des *gender*-Begriffs den sehr erhellenden Beitrag von Dietze (2006) und die Nummer 28 der *Philosophin* zu *Intersex und Geschlechterstudien*.

15 Vgl. dazu Kessler/McKenna (1978) und später West/Zimmermann (1987), beide in Anlehnung an Harold Garfinkels *Studies in Ethnomethodology* (1967) und zum symbolischen Interaktionismus Erving Goffmans *The Arran-*

*gements between the Sexes* (in: *Theory and Society* 1977/4).

16 Zu den genannten Autorinnen vgl. z.B. Scott (1988); Riley (1996, orig. 1987); Lauretis (1996, orig. 1987). Mit der französischen Psychoanalyse ist in erster Linie das Werk Jacques Lacans gemeint. Sein Subjektverständnis, insbesondere in seiner Fokussierung auf die dezentrische Seinsweise des Subjekts, prägte maßgeblich die poststrukturalistische Diskussion in Frankreich.

17 Eine englischsprachige Kritik an dieser Rezeption des französischen Poststrukturalismus findet sich z.B. in dem im Umfeld der Zeitschrift *m/f* entstandenen Sammelband Adams/Cowie (1990) und im Sammelband Brennan (1989).

18 So im programmatischen Text von Scott (1988, dt. 1994, 40-50), bei Lauretis (1996) und in der Rezeption bei Pühl et al. (2004, 17f), Knapp (2000, 81-93), Röttger/Paul (1999), Frey Steffen et al. (2004, 10f), Waniek/Stoller (2001, 8), Becker-Schmitt (2000, 128-132), Hof (2005, 25-34, insb. 28f) und Stephan (2000, 58-70).

19 In *Das Kapital lesen* (1972, 234-261, insb. 242) erarbeitet Althusser einen ganz anderen Subjektbegriff, der jedoch keinen Eingang in die *Cultural Studies* fand. In seiner Problematisierung des Begriffs Identifizierung stellt allerdings auch Stuart Hall (2004a, 48-56; 2004b, 172-175) heraus, dass die Existenz von Diskursen deren Übernahme durch die Subjekte noch nicht erkläre und die Vorstellung von Identitätszuweisung somit theoretisch unausgearbeitet bleibe. Ähnliches an der Vorstellung einer Identitätszuweisung problematisiert auch Gutiérrez Rodríguez (2001) und bezüglich Althussters Anrufungskonzept sehr differenziert Mo nik (1993).

20 Es gibt in Frankreich einen Streit um die Frage, ob Lacan zum Poststrukturalismus zu zählen ist oder nicht. Da keiner der PhilosophInnen, die allgemein unter Poststrukturalismus subsumiert werden, sich selber als Poststrukturalist bezeichnen würden, halte ich diese Frage nicht für wesentlich. In jedem Fall meine ich mit ‚französisch‘ die in diesem linken Spektrum seit anfangs der 1950er Jahre entstandenen Theorieansätze, die, so mannigfaltig sie sind, sich doch alle in dem Bemühen treffen, die dezentrische Seinsweise des Subjekts zu denken.

21 Diese Vorstellung kommt in unzähligen Wendungen zum Ausdruck, so z.B.: „Die Fähigkeit der Sprache, solche Positionen festzulegen, das heißt, ihre symbolischen Effekte zu inszenieren, hängt von der Beständigkeit und Festgelegtheit des symbolische Bereichs selbst ab, dem Bereich der Signifizierbarkeit oder des Intelligiblen.“ (1997, 194f. ähnlich auch 156/160/102-105). Ich habe andernorts ausgeführt (2004; 2010, 82ff), dass es sich



hierbei um eine Fehllektüre Butlers handelt, die unbemerkt Eingang in die *gender*-Literatur fand.

22 Butler 1997, 24-41/47-49/194-197; 2001a, 33-49; 2001b, 91-100; zu einer an Lacan orientierten Kritik an dieser Vorstellung Butlers vgl. Žižek 2002, 71-73; 2001, 357-385.

23 „Der Körper ist geschrieben, er ist durch Sprache konstruiert und nichts der Sprache Vorgängiges; alle Arbeiten über die ‚Technologien des Körpers‘ haben das oft genug wiederholt. Lacan würde das nicht verneinen, im Gegenteil, es ist genau seine Theorie, welche das Einnehmen eines solchen Standpunktes erlaubt. Trotzdem würde ich sagen: Wenn Lacan uns sagt, dass die Sprache den Körper zerteilt [*carves up*], dann spricht er von einem unfreundlicheren Schnitt als dem, der einfach ein Körperbild meißelt oder schnitzt [*carves out*] (im Sinn von definiert), durch welches das Subjekt sein Sein annehmen wird. Der Schnitt, von dem Lacan spricht, meint im Gegensatz dazu gerade, dass das Bild aufgeteilt, zerstückelt wird [*carves up*] und so das Subjekt dazu treibt, sein Sein jenseits dessen zu suchen, was das Bild ihm präsentiert; er bringt das Subjekt dazu, in seinem Bild etwas zu finden, das fehlt.“ (1989, 235 Ü. t.s.)

24 Shepherdson 1994, 170. So sprechen bspw. Pühl et al. (2004, 24) in ihrer Darstellung der verschiedenen ‚Konstruktivismen‘ innerhalb der feministischen Theoriebildung mit der „Sedimentierung von Bedeutung, der Inkorporation von Zeichen in materielle Körper, der Produktion von Bildcodes in sozialen und kulturellen Repräsentationsformen etc.“ wiederum lediglich Bedeutungszuschreibungen an: trotz der Betonung des ‚Diskursiven‘ sind das in erster Linie Bilder. Ähnlich auch Frey Steffen et al., die von „symbolische(n) Konstitutionsprozesse(n) von Geschlecht, wie sie sich beispielsweise in den Bildern von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘, in den Vorstellungen von biologischen Geschlechtskörpern oder in der Sprache und ihrer geschlechtlichen Codierung manifestieren“ sprechen, was eher einen Symbolismus nahelegt (2004, 11). Vgl. zu einer Kritik an dieser Vorstellung ‚symbolischer‘ Konstruktion des Subjekts auch Copjec (2004, 37).

25 Zu diesem Punkt vgl. Žižek 2002, 61ff/71ff. Lacan führt dies in seinem Seminar *Encore* in dem als „Formel der Sexuierung“ bekannt gewordenen Diagramm und seinen dazu gehörenden Ausführungen aus, vgl. dazu Lacan 1986, 85-96. Zur neueren Rezeption dieser Formeln Barnard/Fink (2002). Einen guten Einstieg in das, was Lacan mit dieser Asymmetrie meint, kann man u.a. bei Dominijanni (2008), Butler (1992), Copjec (2004a, 238f), Žižek (2002) und Soiland (2004; 2010, 208-244) finden.

26 In der Diskussion um die Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit müsste dringend geklärt werden, wie dieses Desiderat sich zu dieser – ebenso plausiblen – Diagnose einer grundsätzlichen Eingeschlechtlichkeit unserer Kultur verhält. Vgl. dazu auch Dominijanni (2008).

27 Dies müsste weiter ausgeführt werden, an dieser Stelle muss der Verweis genügen: In seinem Aufsatz *Die Bedeutung des Phallus* (1991b, 130) fasst Lacan diese Asymmetrie als zwei verschiedene Weisen des Verhältnisses zum symbolischen Phallus, was er mit der Formulierung des Phallus-Seins für die weibliche resp. des Phallus-Habens für die männliche Position wiedergibt, wobei diese Formulierung nicht auf den anatomischen Unterschied verweist, sondern zwei Weisen des sich ins Verhältnissetzens zum für das Subjekt konstitutiven Mangel bezeichnet.

28 Vgl. dazu sehr erhellend Copjec 2004, 13-27, und Copjec 1990.

29 2004 a+b. An einigen Stellen betont Foucault, dass die Disziplin im Innern der liberalen Gouvernementalität weiterwirke (2004a, 161f; 2004b, 102); sehr oft betont er aber den gegenüber der Disziplinarmacht veränderten Charakter der hier involvierten Macht (2004a, 73-79/87f/98/102f/112/241/506/546; 2004b, 207ff/359), wie auch schon 1999, 225.

30 Ohne auf Foucault zu rekurren, kommen Hennessy (2000, 100-109) und Annuß (1996, 513) zu einer ähnlichen Kritik,

31 1977, 125/127; vgl. auch: „(D)ie ihr [der Sexualität] zugrundeliegende Konstellation ist nicht auf Reproduktion ausgerichtet, sondern war von Anfang an auf eine Intensivierung des Körpers – seine Aufwertung als Wissensgegenstand und als Element in den Machtverhältnissen – bezogen.“ (1977, 129) „Die zeitgenössische Familie ist nicht als eine soziale, ökonomische und politische Allianzstruktur zu verstehen, die die Sexualität ausschließt oder zumindest einengt und auf die nützliche Funktion einschränkt.“ (Ebd., 131)

32 Es ist das große Verdienst Thomas Lemkes (1997), diesen Kontext von Foucaults Hinwendung zu Fragen des Subjekts im deutschsprachigen Raum erstmals herausgearbeitet zu haben.

33 *Sexualität und Wahrheit I* bleibt in diesem Punkt ambivalent: Zum einen thematisiert Foucault hier bereits sehr eindrücklich die Kontingenz der inneren Wahrheit (1977, 89) und erörtert sein Verständnis der Diskursivierung des Sexes als Anreizung und explizit nicht als eine Festbeschreibung (ebd., 21/125/127-129); auf der anderen Seite thematisiert er das Geständnis als Bestandteil normierender Eingriffe (ebd., 79f).



34 Paradigmatisch auch hier Butler: „An Foucaults Beschreibung dieser Disziplinierungen des Körpers haben Feministinnen angeknüpft, um die disziplinäre Erzeugung der Geschlechtzugehörigkeit darzulegen.“ (2001b, 82)

35 So bspw. Lorey (1996, 143ff), Bublitz (2001, 256-259/263/265-276), Engel (2002, 72ff/201/210f). Anders jedoch Pühl/Schulz (2001), die den Gouvernamentalitätsansatz in fruchtbarer Weise für eine Analyse der Geschlechterverhältnisse in spätkapitalistischen Gesellschaften erschließen.

36 Vgl. z.B. Butler 1991a, 105-113; 1997b, 160.

37 Das heißt, diese Imaginierung eines Außen als einem „Horizont, in dem die Gewalt des Ausschlusses andauernd im Prozess der Überwindung begriffen ist“ (Butler 1997, 84).

38 Vgl. dazu Griesser/Ludwig (2008, 283f/286), die trotz der Feststellung eines Wandels in den Ideologischen Staatsapparaten Gramscis Beschreibung des Fordistischen Menschentypus *tel quel* auf die Herstellung normativer Zweigeschlechtlichkeit auch des Postfordimus übertragen.

39 Worin dies ein Missverständnis ist, habe ich ausgeführt in Soiland (2008).

40 Vgl. Sengal 2009, 425. Eine differenzierte Reflexion dieses Ineinandergehens von Neoliberalismus mit der politischen Theorie und Praxis von *queer*, die gleichwohl an einem subversiven Potential von *queer* festhält, findet sich bei Engel (2009a+b).

41 Vgl. dazu auch Žižek (2002, 73), der formuliert, dass die Pluralisierung in eine unendliche Diversität zu einer neuen Art Differenzlosigkeit führt.

42 So argumentiert auch Pühl (2004, 49): „Degendering erscheint mir deshalb gegenwärtig als eine politische Strategie, die diesen Prozess eher zu- als entgegenarbeitet.“